Vermischte

deutsche Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. Rothacker.

Reutlingen,
Druck und Verlag von C. A. Heerbrandt.
1838.

Vermischte

deutsche Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. Rothacker.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK BERLIN

Reutlingen,
Druck und Verlag von G. A. Heerbrandt.
1838.

Falkenſtein

am Harz.

Vor mehreren Jahrhunderten lebte auf der alten Burg Falkenſtein im Dienſte eines Grafen von Falkenſtein ein frommer, gottesfürchtiger Schäfer. Eines Tages, es war der St. Johannistag, als er ruhig ſeine Heerde am Fuße der Berge weidete, erblickte er in der Mittagsſtunde im Thalgrunde eine wunderſchöne Blume, die ſogleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Voll Verwunderung über den ſeltenen Schimmer ihrer herrlichen glänzenden Farben, eilte er auf dieſelbe zu, pflückte ſie, und befeſtigte ſie, nicht wiſſend, welches köſtliche Kleinod er beſitze, auf ſeinem Hute. Kaum hatte er ſich wieder ruhig neben ſeiner Heerde im Schatten einer Eiche gelagert, als er nicht fern von ſich den Eingang einer Höhle erblickte, die er bis zu dieſer Stunde, ſo oft er auch ſchon in dieſer Gegend ſeine Schafe gehütet, nie wahrgenommen hatte. Voll Verwunderung über dieſen neuen Anblick, und voll Neugierde, das Innere dieſer Höhle näher zu unterſuchen, betrat er dieſelbe, und fand ſie mit einem glänzenden Sande angefüllt. Außer ſich vor Freude, und ahnend, daß dieſer Sand mehr als gewöhnlicher Sand ſey, füllte

er seine Taschen mit dem schimmernden Funde, und trug denselben, ohne Jemanden ein Wort von seinem Abenteuer zu erzählen, nach Magdeburg zu einem Goldarbeiter. Dieser, dem beim ersten Anblicke gleich der Schimmer des edelsten Metalls entgegenstrahlte, und der bei näherer Untersuchung die vorzügliche Reinheit und Güte desselben entdeckte, bezahlte den Schäfer ansehnlich, und bat ihn, in der Hoffnung eines künftigen größeren Gewinns, ja recht bald und oft mit gefüllten Taschen zu ihm zurückzukehren. Glücklich und überglücklich über seinen Fund, kehrte der ehrliche Schäfer zu seiner Heerde, und, sein Glück nicht mißbrauchend, nur dann erst zu seiner Goldgrube zurück, als das für seine erste Ladung gelöste Geld aufgezehrt war.

So setzte er geraume Zeit seine Entdeckung in den sichernden Schleier des Geheimnisses hüllend, seine Gänge zur Höhle des Ueberflusses, und von da zu dem Goldarbeiter nach Magdeburg fort.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, zu seiner bevorstehenden Vermählung mit seiner schönen Braut bei demselben Goldarbeiter, den sein Schäfer so reichlich mit Gold versorgte, Ringe und anderes kostbares Geschmeide besorgte. Er erstaunte, als ihn der Goldarbeiter fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches Gold haben wolle, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Distrikt seit langer Zeit den Namen des Tidian führe. Auf seine Frage, was das für Gold sey, und woher er es erhielte, belehrte ihn der Goldarbeiter, daß das Tidianische Gold das

schönste und reinste sey, was man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihm von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf von Falkenstein nur noch neugieriger durch diese Antwort gemacht, bat den Goldarbeiter, ihn rufen zu lassen, sobald sein Goldlieferant wieder käme. Nicht lange, so erhielt der Graf die Nachricht, daß der Schäfer da sey, und er säumte nicht, sich sogleich zu dem Goldarbeiter zu begeben. Hier fand er nun zu seinem großen Erstaunen, in der Person des Goldmännchens seinen alten wohlbekannten Schäfer, der eben so sehr erstaunte, hier mit seinem Herrn zusammenzutreffen, und sein so lange bewahrtes Geheimniß entdeckt zu sehen. Arglos erzählte er auf das Geheiß seines Herrn diesem sein glückliches Abenteuer, und erbot sich, ihn zu der wunderbaren Höhle des Tidian zu geleiten. Kaum war der Graf von Falkenstein auf seiner Burg angelangt, als er in Begleitung seines Schäfers den Weg zur Höhle antrat, und die magische Kraft der Wunderblume, die der Schäfer noch immer, jedoch unbewußt, welche geheime Kraft dieselbe besitze, auf seinem Hute trug, zeigte auch beiden den Eingang zu den unterirdischen Schätzen, von denen sie, so viel sie fortbringen konnten, mit sich nahmen.

Der Graf entzückt über den glücklichen Ausgang seiner ersten Wanderung, erdrückte fast mit seinen Liebkosungen den ehrlichen Schäfer, den er als den Urheber seines künftigen unermeßlichen Reichthums pries, und wiederholte bald in seiner Begleitung die Wallfahrt zur Höhle des Tidian mit eben so glücklichem Erfolge. Doch seine mit dem zunehmenden Reichthum wachsende Habsucht, seine

unersättliche Geldgier peinigte ihn Tag und Nacht mit dem Gedanken, seine Schätze mit Jemandem theilen zu müssen, und der quälende Argwohn, daß sein Schäfer das Geheimniß der Höhle weiter verbreiten, und ihn so um den größten Theil seiner von der Zukunft gehofften unermeßlichen Schätze bringen könne, verdrängte bald jedes menschliche Gefühl aus seiner Brust, und verleitete ihn zu der fürchterlichen Grausamkeit, seinem Wohlthäter die Augen ausstechen zu lassen. Da that der arme geblendete Mann, seinen Peiniger verfluchend, den Wunsch, daß die Höhle sich augenblicklich schließen, und so lange verschlossen bleiben möchte, bis drei gebrechliche Herren, ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder auf dem Falkenstein residirt haben würden. Sein Wunsch ward erhört, denn obgleich der Eingang zu der Höhle des Tidian noch heut zu Tage existirt, so findet man doch nirgends mehr die Oeffnung zu der goldreichen Grotte, und obgleich bereits ein lahmer und ein stummer Herr von der Asseburg auf dem Falkenstein residirt haben sollen; so möchte doch wohl der dritte und letzte, der zur Oeffnung der Höhle erfordert wird, umsonst erwartet werden, da nun schon seit länger als fünfzig Jahren die alte Burg unbewohnt steht.

Greifenstein *).

Reinhard, ein Ritter von rauher Gemüthsart war einer der ältesten Bewohner der Burg Greifenstein.

*) zwei Meilen von Wien.

Seine frühzeitig sterbende Gemahlin hinterließ ihm eine Tochter, Etelina, die sie vor ihrem Tode dem alten Schloßkaplan empfahl. Ein holdes Aeußere schmückte den Körper des jungen Fräuleins. Sie wuchs zur Bewunderung des ganzen Hauses heran. Vor allen Freiern gewann sie, doch heimlich, den jungen edeln, aber armen Rudolph sehr lieb. Der alte Reinhard mußte einer Fehde wegen an des Kaisers Hoflager ziehen; er vertraute seine Tochter der Wachsamkeit des Burgpfaffen an. — Aber Etelina liebte, und war aus Liebe schwach. — Acht Monden waren nach Reinhard's Abreise verflossen; da ließ er seine baldige Ankunft, und daß er einen stattlichen Mann für seine Tochter mitbringen würde, melden. Die unglückliche Etelina vertraute sich dem alten Pater an. Er rieth ihr, sich mit Rudolph, ihrem Geliebten vor dem ersten Zorne des Vaters in einen halbverschütteten Weg zu verbergen. Sie folgten seinem Rathe, und wurden von ihm hinabgeführt. Er gab ihnen einen Korb mit Brod und Wein, und ein Krüglein mit Oel zur Beleuchtung ihrer finstern Erdschlucht. Bald darauf kam der alte Graf mit dem reichen und trüb aussehenden Freier, und fragte nach Etelina. Der Kaplan bat, sie ruhen zu lassen, weil sie krank und schwach sey.

Früh suchte Reinhard seine Tochter; er fand sie nicht. — Er eilt zum Kaplan; dieser auf seine Beredtsamkeit sich verlassend, brachte ihm allmählig die Liebesgeschichte seiner Tochter bei, und als er den Vater ruhig zu seyn glaubte, entdeckte er ihm das Geheimniß. — Aber jetzt brach die zurückhaltende Wuth des alten Grafen hervor.

Er mißhandelte den Greis, um den Aufenthaltsort der Liebenden zu erfahren, und als das vergebens war, ließ er den schwachen alten Mann gebunden nach einem verborgenen Gemach schleppen, und ihn, da er auch noch hier den Aufenthalt verschwieg, an einem Stricke durch eine eiserne Fallthüre zur ewigen Gefangenschaft in's Burgverließ senken.

Schon war ein Jahr verflossen, und alle schmachteten noch in ihren Gefängnissen. — Ja Reinhard schwur, wenn er heute seine Tochter finden sollte, er auch sie in einen ewigen Kerker werfen würde. — Sollte ich ihr verzeihen, setzte er hinzu, so will ich an dem Orte, wo ich sie in meine Arme schließe, eines jähen Todes sterben, und als Verdammter umherwandeln. —

Nicht lange darauf, an einem trüben Wintertage, verirrte er sich auf der Jagd, und kommt gegen das Ufer der Donau. Eine menschliche Gestalt, in eine Bärenhaut vermummt, führt ihn zu dem Aufenthalt seiner Tochter, die mit ihrem Söhnchen, auf Laub ruhend, an den Gebeinen einer getödteten Wölfin nagte. Reinhard ließ sie auf sein Schloß bringen, und umarmte, gerührt von dem Stammeln seines Enkels, die wiedergefundene Tochter. Nun eilte er den Vater zu befreien; aber unglücklicherweise geleitete er auf den obersten Stufen der Treppe aus, und fiel hinab. Niemand hörte sein Wimmern; er richtete sich sterbend auf, ergriff den nahen Stein — und todt war er. — Am andern Morgen klebte noch seine Hand am Steine. Hier war es, wo er Etelina umarmte.

Rudolph, der nun Herr des Schlosses war, forschte nach des Kaplans Gefängnisse, und befreite ihn daraus. Reinhard geht als Geist herum, so lange bis der Stein, der zum Anhalten auf der Treppe dient, so ausgewetzt seyn wird, daß er in zwei Stücke bricht.

Das verlorene und wiedergefundene Kind.

Einer der uralten Burgherren von Knut, welcher die Burg *) im zwölften und dreizehnten Jahrhundert besaß, hatte ein einziges Töchterchen, das er, da es ihm die alleinige Frucht seiner Ehe zu seyn schien, unbeschreiblich liebte. Das Kind spielte, wie alle Kinder, gern mit Blumen, und pflückte sich deren immer vor den Thoren der Burg im Gesträuch und dem nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, das Kind tief in's Gebüsch hineinkriechen und lange ausbleiben zu sehen, saß dabei ruhig vor des Thores Pforte, bis zu seiner Zurückkunft. Dieß lief lange Zeit gut ab; einstens aber — das Kind war ungefähr vier Jahre alt — blieb es ungewöhnlich lange aus. Der Abend dunkelte heran, es kam nicht zurück. Die Wärterin lief in den Wald, rief es beim Namen schrie und klagte, aber nur die Felsenwände gaben ihre Klagetöne zurück. Das Kind war fort. Da eilte sie in das Schloß zurück, erzählte das schreckliche Ereigniß, und Alles in der Burg sank in tiefe Trauer. Der bekümmerte Vater sandte sogleich nach allen Gegenden seine Knappen

*) Quästenberg, in der Grafschaft Stollberg.

aus, und ließ alle Gemeinden seiner Dörfer aufbieten, das verlorene Töchterchen aufzusuchen.

Das Kind hatte sich durch immer schönere Blumen tiefer in den Wald locken lassen, war in ein finsteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte, und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es sich vor der Thüre hingesetzt, und wendete eben mit seinen zarten Fingern einen Blumenkranz, an dem zwei Quasten von Blümchen herabhiengen, als der Köhler es mit einbrechender Nacht bei seiner Rückkehr fand. Das Kind lächelte so freundlich zu ihm hinauf, als kenne es den schwarzen Mann schon längst, bot ihm seinen Blumenkranz an, und verlangte zu essen. Der Köhler kannte weder das Kind, noch konnte er seinen Namen von ihm erfahren. Er nahm es aber mit Zärtlichkeit auf, drückte seinen rußigen Mund auf die volle Wange der lieben Kleinen, trug es in das enge Holzhaus, und pflegte sein. Mehrere Tage verflossen so dahin. Kein Verlangen zum Vater zurück zeigte das holde Mädchen, denn es fand hier, wie vor des Vaters Burg, Blumen. Täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Händchen voll, kehrte zurück, saß dann vor dem Eingange, und flocht sie in einander zu Kränzen.

So fanden es endlich nach mehreren Tagen einige Quästenberger. Groß war ihre Freude. Jubelnd und singend nahmen sie die Kleine auf, banden den Blumenkranz, den sie eben wand, an eine Stange, trugen ihn vor sich her, und der Köhler mußte mitgehen. In tiefen Schmerz versunken, gestützt auf seine Rechte, saß indessen der bekümmerte Vater auf dem Söller seiner Burg, blickte

oft hinab auf den Weg im Thale, und eine Thräne rollte über seine Wangen, wenn er immer noch nichts kommen sah.

„Ach! sie ist todt, wilde Thiere haben sie zerrissen!“ so rief er eben im höchsten Schmerze aus, und verbarg sein Gesicht, als er ganz in der Ferne ein Jubeln und Jauchzen hörte.

„Da kommt sie, da kommt sie!“ schrie er laut auf; „denn wer würde es sonst wagen, sich meiner Burg jetzt mit solcher Freude zu nähern, wo Alles in tiefer Trauer liegt! Sie muß es seyn!“

Was noch in der Burg war, eilte auf diese Worte heraus vor die Thore, wo man den Weg entlang sehen konnte. Da zogen sie frohlockend den Berg heran mit dem theuern Kinde, und der Vater taumelte vor Freude die Wendeltreppe der Burg herab, über den Hof und hinaus, ihnen entgegen, die sein Liebstes ihm brachten. An seinem Halse hing die kleine Jutta, umschlang ihn mit ihren zarten Aermchen, indessen des Vaters bärtiger Mund das Kind liebkosete, und es mit seinen Thränen benetzte.

Nun war alles Jubel und Freude in der Burg. Die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghofe aufgepflanzt, und die Knappen und Bauern tanzten und zechten um sie herum bis tief in die Nacht. Zum dankbaren Andenken schenkte der glückliche Vater den Onäsienbergern einen Strich Waldes, und der Gemeinde des ihm gehörigen Dorfes Roda, den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden war.

Ringgenberg *).

Wolf von Ringgenberg, von den Landleuten der Wehrwolf genannt, von rothem Haar und Bart, lang, hager, früh und spät im Harnisch, ein trefflicher Schütze, übte Uebermuth und Frevel aller Art in der Gegend. Einst als er am See hinab und über die Aar nach einem seiner Schlösser Iseltwald ritt, begegnete er einem schmucken Fischer mit kurzem, schwarzem Bart, und erfährt auf seine Frage, daß er ein freier Mann sey aus dem Unterland, der vor drei Monden ein Hüttlein gekauft. Der Junker folgt ihm in die Hütte, und sieht des Fischers Töchterlein schmuck und holdselig in zierlich gewundenem Haar aus der Hütte treten. Der Freiherr von ihrer Schönheit und ihrem holden Gruß entbrannt, bestellt den Fischer mit der Tochter auf sein Schloß Ringgenberg auf den dritten Tag. Beide erscheinen vor der Burg, kommen auf das Vorhäuschen zu, und gewahren den Leibdiener des Junkers, der mit einem schweren Beile Holz hackt. Der Fischer verlangt gemeldet zu werden: dem Diener ist es nicht genehm; er fährt die beiden hart an; spricht: er habe nicht Zeit, Müssiggänger und Maulaffen zu melden; damit trieb er einen spitzen, eisernen Keil in den nächsten, besten buchenen Block, und trieb den Keil gemächlich mit der Axt in's Holz. Da rief der Fischer zornig: laß du Holz spalten, die's vermögen, Büblein; lauf und künde dem Junker an: der Fischer Claus ist da; zugleich zückt der Fischer sein gutes Schwert, schwingt es über den Kopf, schlägt nieder

*) In dem gebirgigen Berner-Oberlande.

auf Keil und Block, und spaltet beide der Länge nach. Entsetzt läuft der Schleußknecht zu dem Zwingherrn und meldet, was er gesehen. Da schwur der Junker einen grimmigen Fluch, und rief: „der Fischer mit dem Bunde; ich will den Gesellen nicht hören und sehen; aber den Abschied will ich ihm gesegnen!“ Demüthig meldete der Diener dem Fischer, daß der Herr ihn heute seines Besuches überhoben wissen wolle, und ihm gesegnete Fahrt wünsche. Nachdenklich besah dieser das Schiff, ergriff das Ruder und trieb mit Riesenkraft vom Ufer hinaus in den See. Aber nicht sieben Klafter weit, als er, abgewendet vom Schloß, im Nachen aufrecht eben ausholte, um zu rudern, fliegt ein Pfeil ihm zu vom Thurm herab, von der eisernen Armbrust des Zwingherrn geschossen, auf ihn gezielt. Aber er verfehlt ihn und durchbohrt des unschuldigen Kindes Herz. Der Schiffer kam heim, begrub die Leiche, sprach mit keiner Menschenseele ein Wort, verließ Hütte, Schiff, Netz und Hausgeräthe und verschwand auf die Berge.

Nach Jahr und Tag, dieweil des Freiherrn Herz immer grausamer ward, fängt der an zu sinnen, wie er eine Veste bauen wolle, dreimal fester und entsetzlicher, als sein altes Ringgenberg. Wie er nun Steine führen und Bäume hauen ließ, und zwang das Landvolk zu graben, zu zimmern und zu meißeln, daß es weit durch's Thal bis in die Alpen hallte, trat ein stiller Mann zu ihm, mit grauem Haar und langem Bart, doch noch im kräftigen Alter, grüßte den Zwingherrn ehrbarlich, und erbot sich ihm zu Diensten als ein Baumeister, der, von Rom kommend,

ausgeplündert unterwegs, der Arbeit bedürftig sey. Dem Freiherrn kam es ganz gelegen, er führt ihn mitten durch die Arbeitsleute vor die Grundmauer; der Baumeister ersieht sich die Gelegenheit des Orts, nimmt einen langen Hammer, fängt an die Steine des Gebäues zu proben, und frägt den Junker, wie er das gewaltige Schloß heißen wolle:

„Schadenburg! wer's merken will!“ rief der Zwingherr mit abscheulichem Gelächter. In diesem Augenblick hob der gebückte, demüthige Meister mit Kraft und glühenden Augen sein Angesicht, schwang mit beiden Armen den Hammer in die Luft, und laut, mit veränderter, furchtbarer Stimme, mit der Stimme des Fischers, dem Jener die Tochter gemordet, rief er: „Oder Freiburg, wer es merken will!“ damit schmetterte er den Zwingherrn todt darnieder, daß er dahin stürzt über das Gemäuer unter die Werkleute, er aber schritt bedächtig und grüßend ohne Zagen mitten durch sie.

Wo der Fischer hingegangen, davon ist niemals ein sicherer Bericht gewesen. Aber einige sagen, er sey zurück auf einen Berg in die Höhle, da er seit dem Tode seines Töchterleins gelebt, und von da in das gelobte Land nach dem Grabe des Herrn gezogen, um dort unter Buße und Gebet Gnade zu finden, der Blutrache wegen, die er so schrecklich an dem Mörder der Tochter genommen. In die Heimath aber sey er nie wieder zurückgekehrt.“

Balm *).

Nach der Meinung des Volkes in der Gegend von Balm soll vor Zeiten auf der Matte unterhalb Huberstorf noch eine Burg gestanden haben, von der aber nichts Näheres bestimmt werden kann. Noch heute stößt der Landmann beim Umackern des Bodens auf altes Gemäuer. Einst wollte es der edlen Frau dieser Burg nicht mehr behagen, mit ihrem Gemahl die Liebe zu theilen, dieweil er alt und mürrischer Laune war. Viel lieber sah sie den Herrn von Balm, diesem war sie von ganzer Seele hold. Ob solcher Untreue zürnte ihr Gemahl, störte ihre Minne unaufhörlich, und strafte die treulose Frau nach Gebühr. Diese machte mit ihrem Buhlen den Plan, ihren Mann aus dem Wege zu räumen; zur Ausführung dieses Anschlags gab das listig bösartige Weib den feinen Rath: „Bei dunkler Nacht, sprach sie zu dem Buhlen, wenn du durch das Bogenfenster ein helles Licht flimmern siehst, alsdann ergreife dein Gewehr, ziele gut nach diesem Lichte, und drücke los, und der Pfeil wird meinen Mann nicht verfehlen, denn gerade vor seiner Brust will ich das Licht stellen, indeß er in alten Urkunden blättert.“ Also sprach das böse Weib, denn der Satan hatte ihr diese Worte eingegeben. In der folgenden Nacht, da kein Stern am Himmel glänzte, ging der von Balm zur bestimmten Stunde, mit spitzem Pfeil versehen vor das Fenster, er sah das Lichtlein flimmern, zielte und schoß; und vom Fenster gab die Buhlerin voll satanischer Freude das Zeichen,

*) Nordöstlich von Solothurn.

daß er gut getroffen habe. Doch nicht lange konnte er der Liebe pflegen. Sein Gewissen und der Schatten des Gemordeten quälte ihn für und für; auch verfolgten ihn bei Tag und Nacht die Freunde des Gemordeten Freiherrn, also daß ihm die Heimath zu enge wurde. Nachdem er dem Pferde die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen, die Verfolger zu täuschen, ritt er in unaufhörlicher Angst über das Gebirge, und flüchtete in ein fremdes Land, wo er noch einen König tödtete. Dort ist er endlich elendiglich verstorben. Die Buhlerin entgieng dem verdienten Lohn nicht, lebendig nahm sie der Teufel, noch ist in der Flue der gähnende Spalt zu sehen, wo der Böse mit ihr zur Hölle fuhr.

Die heilige Hildegunde im Kloster Schönau.

Im schönen Rheinthale liegt ein friedliches Städtchen, Neuß genannt. Dort lebten Hildegundens Eltern, geachtet und geliebt in großem Wohlstande, aber lange kinderlos. Da erhörte endlich der Himmel ihre heißen Gelübde und Gebete, und schenkte ihnen Zwillingskinder, welche sie als einen Beweis besonderer Gunst von Gott aufnahmen. Sie hatten das Gelübde einer Wallfarth nach dem heiligen Grabe gethan, darum vertrauten sie die Erziehung der beiden Kinder dem Frauenkloster zu Neuß, und traten die weite Pilgerreise nach dem gelobten Lande an.

Nach ihrer Zurückkunft starb die Mutter. Darauf entschloß sich der Vater, — theils aus frommer Neigung, theils

theils um Troſt für ſeinen Kummer zu ſuchen, — noch einmal die heiligen Stätten zu beſuchen, wo der Heiland gewandelt und gelitten hatte. Als Hildegunde ſolchen Entſchluß des Vaters vernahm, lag ſie ihm lange mit Bitten und Flehen an, bis er ſie mitzunehmen verſprach. Schnell waren ihre Zurüſtungen gemacht. Um jeden Anſtoß zu vermeiden, verkleidete ſie ſich als Pilgerjüngling, und nannte ſich Joſeph. Ein gedungener Knecht folgte ihnen.

Die Seereiſe war ſtürmiſch und lang, und ihr Vater ſtarb nach Vollendung derſelben. Dennoch hatte Hildegunde den Muth, allein die Reiſe fortzuſetzen, und beſuchte in Paläſtina die heiligen Orte. Noch aber war ſie nicht nach Jeruſalem gekommen, — als eines Tages der treuloſe Knecht mit all ihrer Habe entwich, und ſie fremd und arm in dem unbekannten Lande zurückließ. In ihrer Noth flehte ſie um Hülfe von oben, da zog ein frommer Mann die Straße, und nahm den Pilgerknaben, von edlem Mitleiden ergriffen, mit ſich nach Jeruſalem.

Ein ganzes Jahr blieb der fromme Joſeph in Jeruſalem, wo er vorzüglich an den Tempelherren eine Stütze fand. Bald darauf nahm ihn ein Landsmann mit nach Cöln zurück; allein obgleich der alten Heimath ſehr nahe, war Hildegunde doch jener Stadt ganz fremd. Sie nannte ſich auch ferner der Knabe Joſeph, und trat bei einem Canonicus in Dienſte. Dieſen riefen bald darauf Geſchäfte nach Rom; er machte die Reiſe zu Pferde, ſein Diener Joſeph mußte zu Fuße folgen. Da geſellte ſich einſt auf freiem Felde ein Mann zu ihm, der einen Sack auf ſeinem Rücken trug. Sie waren eine Strecke

mit einander gegangen, als sie einige Männer sich eilig folgen sahen. Der Fremde sprach zu Joseph: „Ich bitte dich, meinen Sack eine kleine Weile zu tragen, damit ich mir im nahen Walde einen Wanderstab schneiden kann.“ — Gutmüthig, nichts Arges ahnend, nahm ihm Joseph den Sack ab, und sein Begleiter verschwand in dem Gebüsche.

Die nacheilenden Männer kamen indeß näher, fielen mit Ungestüm über ihn her, nahmen ihm den Sack ab, und führten ihn mit Schlägen und Stößen nach dem nächsten Städtchen.

„Warum mißhandelt ihr mich?“ fragte er sie. „Wie? Fragst du noch?“ war die Antwort. „Hast du doch deinen Ankläger, den Sack mit gestohlenem Gute auf dem Rücken getragen. Unter ähnlichen Vorwürfen und Drohungen ward Joseph vor den Stadtrichter gestellt.

„Ich bin unschuldig,“ sprach er, „der Schuldige hat sich gerettet, und mich bringt meine Dienstfertigkeit in Verdacht. Ich bin aber bereit, meine Unschuld durch ein Gottesurtheil zu überweisen.“ Man bringt das glühende Eisen, und unversehrt wandelt der Beklagte langsamen Schrittes darüber hin. Der Richter und die Ankläger sehen's mit Erstaunen. „Unschuldig!“ ruft der Richter. Nun erzählt Joseph, wie er zu dem Sacke gekommen, und beschreibt den Dieb so genau, daß man in ihm einen Einwohner derselben Stadt erkannte. Der Richter läßt ihn greifen, und er büßt am Galgen sein Vergehen mit dem Leben. Joseph aber setzt seine Reise fort. Da umringen ihn an einsamem Orte die Diebsgenossen des Gehängten. „Du hast unsern Meister verrathen! dein Tod soll ihn

rächen.“ So ergreifen sie ihn, und hängen ihn an einen nahen Baum auf. Doch aus Furcht, als Mörder ergriffen zu werden, zerstreuen sie sich schnell.

Einige Hirten erblicken den Gehängten, und nehmen ihn ab. Doch kein Lebenszeichen! Da schicken sie sich an, ein Grab zu bereiten. Siehe, da sprengt über den nahen Hügel ein Reiter auf schönem Zelter. Ein Lichtglanz umfließt ihn. Die Hirten ahnen die Nähe eines höheren Wesens; sie werfen sich demüthig zur Erde, und beten: „Herr, Herr, sieh uns gnädig an!“

Aber die himmlische Erscheinung verschwindet mit der Leiche. Es war ein Engel des Herrn. In seinen Armen wird der Todte wieder lebendig, und der fromme Joseph zu seinem Herrn gebracht, der schon Verona erreicht hatte. Er zog mit ihm nach Rom, und auf dem Rückwege kam er nach Speyer. Hier hörte er von dem frommen Wandel der Mönche im Kloster Schönau, und entschloß sich zu ihnen zu ziehen, um durch gleiche fromme Uebungen das ewige Heil zu erwerben. Gerne nahmen die Brüder den neuen Zögling auf, und unterrichteten ihn in den Regeln ihres Ordens; er aber erfüllte seine Pflichten pünktlich und getreu. Doch noch war das Probjahr nicht vorüber, so erkrankte Joseph. Die Anstrengungen der weiten Reisen und die ausgestandenen Mühseligkeiten hatten seine Kräfte aufgezehrt. Am 20. April des Jahres 1128 entschlief er selig in dem Herrn.

Hildegundens Geschlecht war unerkannt geblieben; erst nach ihrem Tode erfuhr man, daß der Knabe Joseph

Hildegunde war. Sie ward zwar im Kloſter begraben, und viele Wunderzeichen ſoll ſie noch im Tode gewirkt haben; doch weiß man nicht, wo ſie ruht; kein Denkmal bewahrt ihres Namens Gedächtniß.

Die heilige Catharina.

Unter Kaiſer Marentius lebte einſt ein König Coſtus in Cypern; ſeine Tochter Catharina war ſchön, weiſe und tugendhaft. Schon in ihrem ſechsten Jahre ward ſie Meiſterin in aller Wiſſenſchaft, und kam, als Coſtus von ſeinem Kaiſer nach Conſtantinopel berufen ward, mit ihm und ihrer Mutter in die griechiſche Kaiſerſtadt. Nachdem ſie dort eine geraume Zeit verweilt hatten, zogen ſie wieder heim nach Cypern, wo Coſtus bald darauf ſtarb. Oft gedachte der Kaiſer der ſchönen und tugendſamen Catharina, und da ſie Erbin von ihres Vaters Landen war, ſo ſchickte er ihr Botſchaft, und begehrte ſie für ſeinen Sohn zur Ehe. Wie Catharina ſolches vernommen hatte, ſchaute ſie in ihren Spiegel, und ſprach: „Ich nehme wohl wahr, daß ich ſchöner bin als alle Jungfrauen der Kaiſerſtadt, darum will ich auch keinen Mann nehmen, er ſey denn ſo edel, ſchön, weiſe und reich, wie ich; dieſe vier Dinge finde ich aber nicht an des Kaiſers Sohn, übertrifft er mich an Adel, ſo ſtehe ich über ihm an Weisheit und Schönheit.“ Wie die Königin dieſe Rede vernahm, fürchtete ſie des Kaiſers Zorn, und betrübte ſich ſehr, erholte ſich

auch Raths darüber bei einem reichen Manne, der in ihrer Nähe lebte. Auf dessen Rath ging sie mit Catharine zu einem Einsiedler im Walde, und erzählte ihm ihre Betrübniß; dieser dagegen weissagte ihr große Dinge, welche Catharine durch die Gnade des heiligen Geistes wirken werde. Catharine aber erzählte ihm, wie sie nicht gesonnen sey, einen Mann zu nehmen, er sey denn mit vier Dingen: Schönheit, Adel, Reichthum und Weisheit begabt. Da entgegnete ihr der Einsiedler: „Willst du an Jesum Christum glauben, und seine Taufe empfangen, so gewinnst du an ihm einen Gemahl, der wohl der schönste, adelichste, weiseste und reichste auf Erden ist, ja den ganzen Erdkreis regiert.“ Da rief die Jungfrau voll Freude aus: „O welch eine selige Tochter wäre ich, wenn ich mir könnte diesen Bräutigam gewinnen!“ Da brachte der Einsiedler ein Gemälde herbei, das stellte die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde vor, und sprach zu ihr: „Zu diesem Sohne kannst du kommen, darum rufe ihn an mit Wachen, Fasten und Gebet.“ Catharine kehrte heim mit dem Bilde des göttlichen Kindes in ihrem Herzen und that voll frommen Eifers, wie der Einsiedler gebot.

Nachdem sie nun etliche Tage in strenger Uebung verharrt hatte, fiel sie in einen Schlummer, in welchem die liebende Mutter mit dem göttlichen Sohne ihr erschien. Wie da Catharine ihr Auge auf ihn heftete, wendete er sein Angesicht abwärts, und wollte sie nicht sehen. Das betrübte die Jungfrau; sie flehte seine Mutter um ihr Vorwort, daß er sein Antlitz doch zu ihr wenden

möchte; diese bat ihn darum, aber er verjagte es ihr, und setzte hinzu: sie wäre in vier Dingen ihm nicht gleich. Traurig setzte Catharine, als sie erwachte, ihre Uebungen fort, bis ihr in einer andern Nacht Maria wieder erschien, und ihr den Rath gab, zu dem Einsiedler zu wandern, und die heilige Taufe zu empfangen. Das that sie, und entschlief darauf wieder in einer Stunde der Nachtruhe; da erschien ihr abermals Maria mit dem Sohne in himmlischer Herrlichkeit. Dießmal sah sie sein Antlitz freundlich, und er steckte ihr ein goldenes Ringlein an den Finger und sprach: „O, meine geliebte Catharine, ich will mich mit dir in deinen Glauben vermählen.“ Wie Catharine erwachte, und den Ring wirklich an ihrem Finger sah, erkannte sie, daß ihr Traum Wahrheit war. Fortan diente sie ihrem Gemahl mit eifrigem Fleiß; sie entsetzte ihren Götzen, und lebte keusch und tugendsam, wie es einer Braut des Himmels ziemt. Da starb ihre Mutter. Nun ordnete sie Alles weislich in ihrem Lande, verkaufte alle ihre Güter und behielt nur, was sie nöthig hatte. Da geschah es, daß Maxentius einen Befehl ausschrieb, daß Jedermann den Göttern opfern sollte. Es entstand nun ein großes Wallfahrten auf den Gassen und festlich Getön um den Tempel; das vernahm Catharine in ihrem Palaste, der nicht weit war von dem Tempel, und fragte nach dessen Bedeutung. Wie man ihr das berichtete, erschrack sie sehr, nahm einen Theil ihres Gesindes mit sich, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, empfahl sich dem Schutz der göttlichen Mutter und ging hin in den Tempel, wo

Marentius neben den Götzen saß. Alles Volk wich ehrerbietig zurück, sie nahete sich dem Kaiser und sprach: „Deiner Ehre und Würde käme es wohl zu, daß ich dir Ehrfurcht erzeigte, wenn du anders Gott erkennen und ihm dienen würdest. Allein du ehrst die Götzen, und dienest den Geistern der Finsterniß. Du hast Kraft deiner Herrschaft das Volk hier versammelt, Thorheit zu begehen; willst du deinen Sinn nun ändern, so sehe dich um, und nimm wahr, wie es nicht diese Götzen sind, die da Himmel und Erde geschaffen, und wie die Sonne nicht leuchtet und das Firmament von Sternen erglänzt durch ihre Macht: Und sie sagte ihm noch Vieles vor, worauf ihm die Antwort gebrach. Wie aber der Götzen Opfer vollbracht war, sprach er zu ihr: „Weß Geschlechts bist du? denn die Wohlgestalt deiner Züge sagt mir, daß du hochgeboren seyn mußt." — „Ich bin Costus Tochter," antwortete sie, „und meine Mutter war eine Königin; doch es ist Niemand edel, als der tugendhaft ist, und adelich geboren dazu." Der Kaiser befahl, die Jungfrau an seinem Hof zu behalten, und schickte Boten aus, die mußten die weisesten Männer berufen, und es versammelten sich deren fünfzig, die waren weiser als alle Weisen im Morgenlande. Deß freute sich der Kaiser und hoffte fest, Catharine von ihrem Glauben zu bekehren. „Es ist eine Jungfrau unter uns" sprach er zu ihnen, „die sagt, unsere Götter seyen böse Geister, und glaubt an den einigen Gott. Gelingt es euch, sie von ihrem Glauben zu wenden, so erwartet euch reichlicher Lohn." — Da sprach einer: „Warum hat man doch

um derentwillen so viele Meister versammelt, da der Geringste unter uns zu diesem Geschäfte wohl hinreicht?" Am Abend desselben Tages sagte man zu Catharine: die Meister wollten mit ihr über ihren Glauben sprechen. Da kniete sie nieder im Gebete, und sprach: „O göttliche Weisheit, stehe mir heute bei! siehe, ich liebte dich allezeit, gieb mir heute dein Wort in meinen Mund, daß ich das Beste rede; denn von mir selbst vermag ich es nicht. Gieb, daß meine Rede gut sey, und ich ihre Herzen bekehre." — Da erschien ihr der starke Erzengel Michael, der Hüter der Seelen, und sprach ihr Trost zu, und sagte: „Fasse Muth, denn alle, die mit dir streiten wollen, werden sich zu dem Herrn bekehren und werden Blutzeugen seyn seiner Ehre." — Catharine lobete den Herrn, zeichnete das Zeichen des Friedens auf ihre Stirne, und ging muthig den Meistern entgegen. Und der Geist des Herrn schwebte auf ihren Lippen, und sein heiliger Geist machte ihre Zunge beredt, daß die Meister zu dem Kaiser traten, und sprachen: „Wahrlich! du müßtest deinen Götzen mit besseren Wundern bewähren, sonst wenden wir uns zu dem Glauben, den uns die Jungfrau gelehrt hat." — Das ergrimmete des Kaisers Zorn, und er tobte, und sprach: „Wie seyd ihr so thöricht, daß euch eine Jungfrau überreden mag?" — Darauf befahl er, auf dem Marktplatz ein großes Feuer zu errichten, und die Meister zu verbrennen. Diese aber hörten es gerne, und klagten nur zur heiligen Catharine: „Du edle Gottesbraut, sollen wir denn nicht getauft werden? Ach, das ist uns großes Leid!" Sie antwortete:

„Ihr

„Ihr ſtarken Streiter Chriſti, euer Blut ſoll euch taufen in den Flammen. Seyd nur ſtark in dem Glauben, und die ewige Freude erwartet euch.“ — Feſten Fußes ſtiegen die Meiſter auf den Holzſtoß. Aber Gott that ein Wunder an ihnen, denn er nahm ihre Seele von ihnen, ohne daß die Flamme ihren Leichnam verbrannte; dieſer blieb unverſehrt, und ihr Antlitz friſch wie eine Roſe. Da erſtaunte das Volk, und viele wurden bekehrt.

Wie die fünfzig Meiſter getödtet waren, ließ der Kaiſer Catharine vor ſich kommen, und ſprach zu ihr: „O du ſchöne Magd, ſchone deiner Jugend! Laß deinen Unglauben, ſo will ich ein Bild machen laſſen, das dir gleicht, das Volk ſoll deine Schönheit anbeten, und du ſollſt nach meinem kaiſerlichen Gemahl die Gewaltigſte ſeyn.“ — Darauf ſagte ſie aber: „Dieſe Worte ſind alle umſonſt! Ich habe mir Chriſtum zum Gemahl erwählet, dieſem allein habe ich mein Leben gewidmet.“ — Darüber erzürnte der Kaiſer gar ſehr; er ließ ſie an eine Säule binden, und den ſchönen Leib, deſſen Abbild er der Anbetung wollte ausſtellen, mit Ruthen zerhauen, und ließ ſie in einen Kerker werfen und zwölf Tage lang die Nahrung entziehen. Gott ſandte ihr aber alle Tage eine weiße Taube, die brachte ihr Speiſe, und ſandte ihr ſeine Engel, die ſie tröſteten. In dieſer Zeit mußte der Kaiſer verreiſen: die Kaiſerin nahm ſolche wahr, begab ſich zu Porphirio, dem Hauptmann von zweihundert Rittern, welcher Catharine in Gewahrſam hatte: ſie forderte, zu ihr gelaſſen zu werden, und ſagte, daß ſie viel von ihr gelitten habe im Traume. Wie aber die

Kaiserin mit Porphirio in ihren Kerker trat, saßen viele Engel bei ihr, und sie fanden Catharinens Wunden geheilt durch den Balsam, den ihr diese Engel gebracht, von dem noch das Gemach mit Wohlgeruch erfüllt war. Catharine empfieng aber die Kommenden mit den Worten: „O meine Freunde! Gott hat euch ausersehen seine Zeugen zu seyn, und euer Blut für ihn zu vergießen.“ Und damit nahm sie die Krone vom Haupte eines der Engel, setzte sie auf der Kaiserin Haupt, und sagte: „Freue dich! denn in drei Tagen wirst du in den Himmel erhoben.“ Auch den Porphirio stärkte sie durch Lehre und Trost, so daß er zu seinen Rittern zurückkehrend viele derselben zu dem wahren Glauben gewann. Nachdem der Kaiser von seiner Reise zurückgekehrt war, ließ er Catharine wieder vor sich führen, und war sehr erstaunt, wie er sah, daß Hunger und Peinigung ihre Schönheit nicht verderbt hatten — denn er wußte nichts von der Hülfe, so Gott ihr gesendet. Er drohete ihr auf's Neue, und wie sie bei ihrem Glauben beharrte, ließ er ein furchtbares Rad machen mit eisernen Messern, das sie zu zerreißen bestimmt war. Wie Catharine diese Zurüstung sah, rief sie den Herrn an, daß er sie errette. Das that er auch treulich; denn es fiel ein gewaltiger Donnerschlag und das furchtbare Rad zersprang, und flogen die scharfen Eisen unter das Volk und tödteten dessen eine große Menge. Da sprach die Kaiserin zu ihrem Gemahl: „Wie lange willst du dem wahren Gott widerstehen? Du vernimmst doch seine große Gewalt.“ — Daraus ersah er wohl, daß sie eine Christin

war, und er erzürnte sehr, und schickte sie zum Tode. Wie es aber daran war, daß man ihr das Haupt abschlagen wollte, rief sie zu Catharine: „Bitte zu Gott, daß er meine Seele empfange!“ — Diese tröstete sie und sprach: „Dir wird für deinen armen Tod ein reiches Leben, und für den grausamen Gemahl, der dich tödtet, ein liebender Jesus, der dir ewige Herrlichkeit giebt.“ Wie sie darauf freudig den Tod erlitten, begab sich Porphirio zur Richtstatt, nahm ihren Leichnam auf seine Arme, trug ihn an einen einsamen Ort, und begrub ihn. Darüber wüthete der Kaiser, wollte wissen, wer den Leichnam begraben, und vergoß viel unschuldiges Blut, um es zu erfahren. Wie Porphirio das hörte, stellte er sich vor den Kaiser und sagte: „Wisse, ich habe den Leichnam auf meinen Armen fortgetragen und ihn begraben.“ Nun ließ der Kaiser die zweihundert Ritter seiner Genossenschaft kommen, und fragte sie: „Sagt, wie ist euer Herr zu dem unrechten Glauben gekommen?“ — Sie antworteten: „Unser Herr und wir haben den rechten Glauben angenommen, den Glauben an Jesum Christum, den wahren Gott; und ihm zu Liebe wollen wir leiden, was dein Wille gebeut.“ Da ließ der Kaiser sie alle enthaupten. Nachher berief er Catharine wieder vor sich, und sagte: „Daß ich mein Haus verloren habe und meine Ritter, das ist deine Schuld, und darum werde dir nun ein schmählicher Tod.“ Wie sie nun an die Richtstätte kam, bat sie um Frist zum Gebet, kniete nieder, hob Augen und Hände gen Himmel und betete inniglich: „O du, der du mich stärktest

im Leiden, ſtärke mich nun auch im Tode; ſtärke auch die nach mir leiden werden, damit ſie ſiegen über die Verſuchung zu leben, und nimm meine Seele zu dir.“ — Da ſchallte eine Stimme vom Himmel und ſprach: „Komm, meine Tochter! Die Pforte des Himmels ſteht dir offen, und alle, für welche du Hülfe begehrteſt, ſollen Hülfe empfahen.“ — Auf dieſe Worte ward ihre Seele getroſt; ſie neigte willig ihren Hals dar, und das Schwert des Henkers ſchlug ihr das Haupt ab. Da geſchah aber ein großes Wunder, denn ſtatt des Blutes entfloß ihrem Leichnam lauter Milch, ſo daß der Raſen an demſelben Platz von Milch ganz benetzt war, und wie das Volk umherſtand und erſtaunte, und die Henker ſich nicht nahen mochten, den Leichnam zu berühren, da ſtiegen Engel vom Himmel herab und trugen den Leichnam durch die Lüfte, und begruben ihn auf einem Berge, wo noch jetzt eine alte Linde ihren Grabhügel beſchattet. Aber das Beiſpiel ihrer Treue und ihres Blutzeugniſſes erweckte viele Seelen zum Bekenntniß der wahren Lehre und ſtärkte viele im Leiden und Tod.

Der Weißdorn.

Am St. Peter- und Paulstag wird in Wimpfen im Thal ohnweit Heilbronn der groſſe Jahrmarkt gehalten, der in dem Lande weit umher unter dem Namen Kirſchenpeter bekannt iſt, und von einer unermeßlichen Menge von Fremden beſucht wird. Zunächſt bei der Stiftskirche

grünt ein schöner Weißdorn, von dem sich eine Sage unter den Bewohnern Wimpfens erhalten hat. Ein unschuldiges Mädchen soll einst in einem Liebes-Verhältniß mit einem Hirtenjüngling gestanden seyn, der durch Ränke aller Art es dahin brachte, daß ihm die Unglückliche ihre Unschuld zum Opfer gab. Einst sollen sie, nachdem der Jüngling sie treulos verlassen hatte, in der Nähe der Stiftskirche zusammengetroffen, und das Mädchen händeringend vor ihm auf die Knie niedergefallen seyn, ihn bei Allem beschwörend, was ihm nur irgend heilig seyn könnte, sie in ihrem Elend nicht zu verlassen. Ergrimmt über diesen Schimpf, den sie ihm durch ihr öffentliches Wehklagen angethan hatte, stieß er sie zurück, und rief aus: „so wenig dieser Stab grünen kann, so wenig kenne ich dich.“ Bei diesen Worten steckte er den Stab in die Erde; und siehe da, er grünet bis auf den heutigen Tag.

Kynast *).

Kunigunde, das einzige Kind eines der frühesten Besitzer des Kynasts, hatte von ihrem Vater — der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben — eine männliche Erziehung genossen. Wenn sie recht wild umhertobte, mit den Waffen spielte, Pferde bändigte, mit seinen Reisigen sich unterhielt, liebkoste er sie am zärtlichsten. Sie liebte aber auch ihn höchst innig, und

*) bei Warmbrun in Schlesien.

war daher ganz untröstlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund stürzte, und an den Felsen den Kopf zerschellte. Sie ließ den Entseelten an dem fast unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es sich nun zur Pflicht, täglich das Grab zu besuchen. Ihre vorige Lebensart setzte sie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düsterer war. Ihre Besuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felsen, welche ihr, wie sie sagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte sie die Bergbewohnung nicht verlassen, ob sie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie schien ihren Aufenthalt zu lieben, weil sie mit ihm zürnen konnte.

Nach des Vaters Tode fanden sich eine Menge stattlicher Ritter ein, die um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entscheidende Antwort, keiner wußte, woran er war, bis sie endlich erklärte, daß sie sich alle auf den nächsten Gertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erschien, und auf Kynast wimmelte es von Freiern und Nichtfreiern; denn die sonderbare Bestellung Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahte der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von

der Tafel auf, und rief: „Nun iſt's Zeit, die ſo trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer ſie hören will, folge mir."

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelſchein zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als [illegible] angelangt war, ließ ſie dem Pater das Crucifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeiſtert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte. Hier ſchwöre ich's, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harniſch, zu Roſſe ſitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und ſo den Felſen tropt, die mit meines Vaters Blute gefärbt ſind.

So ſprach ſie, wünſchte den Gäſten eine gute Nacht, und ließ ſie fluchend, lachend, murmelnd und ſchweigend ſtehen.

Das Gerücht von der ſonderbaren Heirathsbedingung verbreitete ſich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, ſie einzugehen, ſo gab es doch Wagehälſe, die ihr Glück verſuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von ſich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache poſtirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verbundenen Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieſer nun verſprach, ſich ihr zu fügen, ſo wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgeſtellt, durfte in ihrer Geſellſchaft einen Tag ausruhen, und mußte dann unter folgenden Ceremonien

das Abenteuer bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trommeten und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen das Roß; Kunigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Verwünschung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihrem Posten, die Büchsen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, gleichfalls zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweitenmale, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Wagestück entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden, und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynast still und leer; denn Jeden schreckte das Beispiel seiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber stieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freuten sich, daß die Ritter endlich einmal klug geworden wären, und sich nicht mehr sichtlich in ihr Verderben stürzten.

So verfloß eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein stattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg herangesprengt kam. Die fahrläßig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort, ihr Knechte!“ entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn

durch, ſahen ihm verwundernd nach, ſahen ſich erſtaunt an, und meinten, daß das nicht gut für ſie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß ſich wieder ein Ritter eingefunden habe, und ſprang voll ſtolzer Freude an's Fenſter. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte ſich ihrer. Mit ſteigender Aufmerkſamkeit, mit einer ihr ſonſt gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete ſie des ſchönen Fremdlings majeſtätsvollen Anſtand, und ſein ſchönes blaues Auge, das feſt und ſicher zu ihr hinaufblickte. Ehe ſie es glaubte, trat er ſchon in ihr Zimmer, grüßte ſie höflich, und ſie verneigte ſich unwillkührlich tiefer, als je vor einem ſeines Gleichen.

„Fräulein," ſo redete er ſie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterſchaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, ſo bin ich der Letzte, der das Abenteuer beſteht!"

Er betrug ſich von dieſem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, ſprach über mancherlei Gegenſtände ſo eindringend, ſo räthſelhaft, ſo entſchieden und zuverſichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn ſo wie andere ſeiner Vorgänger, auf die gewohnte Art zu behandeln. Alles, was er ſagte, klang ihr neu und reizend. Sein ſtolzer Trotz beleidigte ſie nicht, ſeine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber ſeine ganze Art, ſich zu benehmen und ſie zu behandeln, machte ſie verlegen, und ließ ſie fühlen, daß ſie eine alberne Rolle ſpiele.

Indem ſie dieß entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß ſie noch gar nicht wiſſe, wer der Fremde ſey. Gewohnt,

hievon immer ſchon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu ſeyn, ergrimmte ſie heftig über dieſe Nachläßigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen, und dieſe auszuſchelten. Aber kein Menſch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in ſeinen Antworten ſo lakoniſch und räthſelhaft, daß ſie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab, und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten ſelbſt den Namen zu erfragen. Sie wollte dieß mit Ernſt und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete ſie. Er hatte in ihrer Abweſenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantaſirte, als ſie haſtig eintrat. Dieſe ſanften Töne, durch welche fremde, wohlthuende Empfindungen auf ſie einſtrömten, erweichten ihr ganzes Weſen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie ſetzte ſich mit niedergeſenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich ſchöner Stimme ein Lied verſang, deſſen Inhalt ſo mächtig auf ſie wirkte, daß ſie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verfloß der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Erklärung, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängſtlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, ſuchte Aufſchub zu bewirken, und wünſchte, daß der Ritter davon abſtehen möchte; aber er blieb bei ſeinem Vorſatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Qual eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein.

Sie warf ſich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte ſie, und erſt nach längſt gewichener Mitternacht ſank ſie in einen von wilden Träumen begleitenden Schlummer.

Beim erſten Schimmer des Tages ließ ſich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel in Oſten ſich röthete, alle Gegenſtände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog das Roß ſeines Herrn aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, ſchwang ſich auf ſein Pferd, und ritt ſtolz zum Thore hinaus.

„Nun mache Alles im Schloſſe wach,“ rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß Niemand der Mauer ſich nähern.“

Bis an den Aufgang auf die Mauer begleitete der Knappe ſeinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn ritt dieſer hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und ließ nachläßig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem ſchmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finſtere Nacht war. In Oſten ſprang die Sonne herauf, die Lerche erhob ſich; aber er ſah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer hergehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdeſſen war Alles in der Burg wach geworden, und lief ängſtlich durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte ſie, daß der Ritter auf der Mauer ſey, als ſie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er iſt todt!“ ſchrie ſie, und flog hinab in den Burghof.

„Wo iſt ſein Leichnam?“ Niemand antwortete, Alle ſtanden mit gefalteten Händen.

Als nun das ängſtigende Gefühl Aller den höchſten Grad erreicht hatte, ſiehe, da ſchwebte der Ritter auf ſeinem mit Schweiß bedeckten Roſſe um die Ecke des an das andere Ende der Mauer ſtoßenden Gebäudes und näherte ſich dem erwünſchten Ziele. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde ſtieg. Die Knechte ergriff die lauteſte Freude; ſie jubelten, ſchrieen und tanzten. Auf dem Hofe ſchmetterten die Trompeten, und das Geſchütz donnerte über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen ſey.

„Huldigt Eurem Herrn!“ ſchrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingung erfüllt, edler Ritter,“ ſprach ſie; Ihr habt den Geiſt meines Vaters verſöhnt. Ich übergebe Euch dieſe Burg und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen.“ Auf's Neue ſchmetterten Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernſtem Tone: „Fräulein, der ſchreckliche Zauber iſt gelöſet, der ſo viele Edele das Leben koſtete. Ich freue mich Eurem Stolze und Eurer Grauſamkeit Gränzen geſetzt zu haben, und danke Gott für ſeinen mir geleiſteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wageſtück nochmals beginnen wollte. Dieß laut zu erklären, daß es durch alle Länder ſchalle, war der einzige Zweck meiner Erſcheinung auf dieſer Burg. Seit einem Jahr iſt dieſes Roß geübt worden, auf ſchmalen Pfaden zu gehen, und

es war nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenschlichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabscheuung und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der freundlichen. Zerschlage die Rinde, die dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und ersetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte. Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adelbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt und der Menschheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern Hugo von Erbach. Ihr aber, die ihr voll Staunen mich umringt, ihr Zeugen des grausamsten Frevels, seyd auch Zeugen der Reue und Besserung. Gehorcht eurer Gebieterin; aber bedenkt stets, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse. Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt sie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erscheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Gesinnungen zu seyn. Lebt wohl." Er schwang sich auf sein Roß, und ritt mit seinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage lang krank darnieder; dann

betete und faſtete ſie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erſchien Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynaſts, Kunigunde wurde ſeine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten ſtiftete ſie reichliche Meſſen. Die Liebe Hugo's und die Freundſchaft Adelberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutſchulden auf ſich und die Menſchheit zu laden.

Pleſſe *).

Im Herbſte des Jahres 1743 beſuchte ein Student aus Göttingen die Ruinen der Pleſſe. Er war allein, und als er ſich genug umgeſehen hatte, warf er ſich auf den Raſen hin, und las. Zwei bis drei Stunden mochte er geleſen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch ſpürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundernd ſah er ſich überall um, ſann nach, woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlaf, der er auch unterlag. Aus dieſem erweckte ihn nach einigen Stunden ein heftiger Donnerſchlag. Er richtete ſich erſchrocken auf, fühlte ſtarken Regen, ſah aber vor dicker Finſterniß nicht ſeine Hand. Ehe er ſeine Gedanken ſammeln konnte, glaubte

*) ohnweit Göttingen.

er blind geworden zu ſeyn; aber ein Blitz überzeugte ihn vom Gegentheil, und ließ ihn auch ſehen, daß er ſich noch unter den Ruinen der Peſſe befände, wo er an ſieben Stunden lang geſchlafen hatte. Das Wetter war entſetzlich: es ſtürmte, regnete, und ein unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen Menſchen, der nicht wußte, wo aus noch ein. Damals war noch mehr Gottesfurcht unter den Studenten, als jetzt; er warf ſich daher in ſeiner Angſt nieder, betete um Hülfe und Rettung. Sie erfolgte. Denn als er ſich wieder aufgerichtet hatte, ſah er ein Licht auf ſich zukommen, das der Sturm bei aller ſeiner Heftigkeit nicht auslöſchen konnte, und das ein kleines altes Männchen mit einem langen Barte trug. Dieſe Erſcheinung erregte bei dem durchnäßten Studenten doch etwas Furcht; allein das Männchen redete ihn liebevoll an, er möchte ſich nicht fürchten. Gott, deſſen Hülfe er angefleht, habe ihm durch ſeinen Großvater anbefehlen laſſen, aus der Tiefe der Erde heraufzuſteigen, um ihn in Sicherheit zu bringen; er möchte ihm daher nur folgen. Sie gingen nach dem Brunnen. In dieſem befand ſich ein Gerüſt, auf das ſie traten. Sanft ſenkte es ſich hinab in den Brunnen bis auf den Spiegel des Waſſers, wo es ſtill ſtand. Jetzt fragte ihn das Männchen, ob er hier bis zu Anbruch des Tages verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen, und da die Werke des Schöpfers bewundern wolle? und er, der wieder Muth bekommen hatte, wählte das Letztere.

„Aber," fragte er ſeinen Begleiter, „wenn du mich zu andern Geſchöpfen führſt, wie habe ich mich da zu benehmen."

„Ich will dir ſchon von Zeit zu Zeit ſagen, was du zu thun haſt; nur ſey nicht vorwitzig, und frage nicht nach Allem; rede überhaupt wenig. Du kommſt zu einem Volke, das wegen ſeiner Verſchwiegenheit, „das ſtille" heißt, das gut und dienſtfertig gegen die Menſchen iſt; das aber, wenn man es beleidigt, ſein Vieh dafür plagt. Eigentlich haben ſie gar keine Gemeinſchaft mit den Menſchen auf der Erde, da ſie ein unterirdiſches Geſchlecht ſind, und wenn ſie Geſchäfte auf der Oberwelt haben, ſo geſchehen ſolche nur des Nachts. Er folgte ſchweigend ſeinem Führer durch einen Seitengang, der für dieſen gerade recht, für ihn aber ſo niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Dieſe beſchwerliche Stellung, und eine dumpfige, feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde ſo abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Aber in dieſem Augenblicke traten ſie aus dem Gange, und überſahen eine große Landſchaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, die unſerer Morgen- oder Abenddämmerung ähnlich war, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut.

Nach einiger Ruhe bei einem rauſchenden Waſſer wanderten ſie auf einer ſchönen Straße zwei Stunden lang fort. Endlich kamen ſie zu Wohnungen, die von chineſiſcher Bauart, klein und niedrig, aber mit ſolchen ſchönen Farben bemalt waren, von denen wir gar keine Vorſtellung haben. Sie gingen in eine der ſchönſten, wo viele kleine Leute beiderlei Geſchlechts, des Männchens Kinder, verſammelt waren. In einem überaus ſchön gezierten Saale fand er auf fünf Stühlen zwei ſehr alte Männchen und drei ebenſo

alte

alte Weibchen ſitzen. Er mußte ſich auch ſetzen, und das Männchen ſtellte ihn den Uebrigen als einen ſtillen, ſittſamen Menſchen vor, der ihm willig gefolgt ſey. Man bewillkommte ihn freundlich, und der Aelteſte von ihnen ſprach zu ihm:

„Fremdling! durch ſonderbare Offenbarung iſt mir deine Gefahr auf dem Hauſe Pleſſe wiſſend, und der Befehl worden, dich in Sicherheit zu bringen. Ich ſchickte daher meines Sohnes Sohn ab, dich hieher zu führen, und es freut mich, daß du ihm ohne Furcht gefolgt biſt. Es ſoll dir kein Leid widerfahren, und du ſollſt, wenn es wieder Tag wird, ſonder Gefahr auf das Haus Pleſſe zurückbegleitet werden. Amen!“

Alle neigten ſich bei dieſen Worten, als wollten ſie ſagen: der da ſpricht ein wahres Wort. Er aber bedankte ſich für dieſe Verſicherung, und ſagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mädchen in den Saal. Sie war ſo klein, wie bei uns gewöhnlichen Menſchen ein Kind von ſechs Jahren zu ſeyn pflegt, aber dabei ganz ausgewachſen und mannbar. Mit einer lieblichen Miene ladete ſie die Anweſenden zur Mahlzeit, welche im Nebenzimmer bereitet ſey, ein. Alle erhoben ſich zugleich, und baten ihn, ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte dieſen zwar ziemlich, aber er trauete den kleinen Männchen nicht recht, und ſchlug daher die Einladung unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht eſſen könne, ab. Sein Führer gab ihm aber durch

einen Wink zu verſtehen, daß er mitgehen müſſe; und ſo folgte er auch.

Auf der Tafel ſtanden zwar nur drei Gerichte, ſonſt aber war ſie fürſtlich aufgeputzt. Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man ſagte ihm, es ſey aus Amiantſtein gewebt, und werde, wenn es ſchmutzig wäre, nicht durch Waſſer, ſondern durch Feuer wieder gereinigt. Die Schüſſeln, Teller, Löffel, Meſſer, kurz alles Geräthe auf dem Tiſche war von gediegenem, auf's ſchönſte polirtem Silber, und bei jedem Gedeck ſtand ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränk gefüllt.

Er hatte ſich nun zwar mit dem Vorſatze, nichts zu eſſen, hingeſetzt, aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte ſeine Beſorgniſſe. Er aß und ließ ſich's trefflich ſchmecken. Bei der zweiten Schüſſel ergriff das älteſte Männchen ſeinen Becher mit den Worten:

„Gelobt ſey Gott, der uns dieß Waſſer zur Labung und Erquickung beſcheert hat.“ Die Uebrigen antworteten darauf: „Er ſey gelobt.“

Ein jeder trank, er aber nicht. Er wollte wenigſtens verſuchen, ob er es umgehen könne; denn das Getränk hatte eine ihm unbekannte, verdächtige Farbe. Allein, von allen dazu aufgefordert, mußte er ſich doch überwinden und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geſchmeckt, und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch' köſtliches Getränk! — Davon müßt ihr mir das Recept geben.“

Die kleine Schöne neben ihm lachte, und ſprach: „das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht.“

„Da seyd ihr glückliche Menschen," rief er aus, wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten."

„Ich sehe wohl," fiel der Alte ein, „du bist auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt ihr nicht, habt nie genug, und wünscht euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond, und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz entbehren müssen, weßhalb wir euch aber doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beständigen Gesundheit, und werden, wie du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeiten; ohne Processe, ohne Kriege. Keiner will der Reichste, der Erste, der Vornehmste seyn. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Aelteste in jeder Familie ist der Regent derselben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten, und lenkt ihn mit Güte und Sanftmuth zurecht."

„Wie glücklich seyd ihr Menschen," rief er voll Verwunderung aus, „ihr lebt ja wahrlich wie im Paradiese!"

„Wir leben glücklich," fuhr der Alte fort, aber ganz ohne Ungemach sind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt bei uns eine Art Geschöpfe, die halb Menschen und halb Schlangen sind. Sie leben in den Felshöhlen, und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe nur treiben wir sie zurück in die Klüfte, und mancher von uns büßt sein Leben dabei ein. Wir haben

es öfters versucht, uns mit ihnen zu versöhnen, haben ihre Verwundeten gepflegt und geheilt; aber kaum sind sie hergestellt, so eilen sie davon, und überfallen alsdann mit verstärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger am ersten. Da diese Schlangenmenschen mehr Thier als Mensch und fast ohne Vernunft sind, so sind auch alle solche Bemühungen, sie uns 'geeigneter zu machen, bis jetzt vergebens gewesen, und uns bleibt keine Hoffnung, sie zu ändern. Wir müssen in Furcht vor ihnen leben, und immer gegen sie gerüstet seyn.

Bei diesen Worten ließ sich vor der Thüre ein starker Ton hören, als bliese Jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Kniee und betete leise. Dieß war das Zeichen, daß der Abend anbreche, und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer.

Ihm gefiel es je länger je mehr unter diesen unterirdischen kleinen Menschen. Er vergaß sein Ungemach auf der Plesse, und dachte nicht an Göttingen. Sich hier einige Wochen aufzuhalten, alles auf dieser neuen Erde recht genau zu besehen, hatte er schon beschlossen, und eben wollte er bitten, ihn in ihren Gärten herumzuführen, als das alte Männchen sprach:

„Gott, der nach seinen unerforschlichen Fügungen gewollt hat, daß du zu uns hast kommen sollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an, und das Ungewitter ist vorüber. Wohlan, so gehe denn,

vergiß nicht, was du hier geſehen haſt, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr ſeyn, den Gott, den wir beide verehren, zu preiſen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zuſtellen, die bei euch Menſchen Werth haben, und die du als ein Andenken an deinen hieſigen Aufenthalt betrachten magſt. Reiſe wohl, und lebe glücklich!"

Er ſtand da, wie aus den Wolken gefallen. Er wollte gar nicht fort, und ſollte doch. Er wollte ſich erſt umſehen, und man hieß ihn gehen. Was iſt das für eine Lebensart bei den Leuten, dachte er; und nur die Furcht vor ihnen, da er ſich in ihrer Gewalt befand, ſo wie die Geſchenke, die er haben ſollte, hielten ihn zurück, ſeine Gedanken nicht unumwunden zu erkennen zu geben. Auch machte er keinen Verſuch, um Aufſchub ſeiner Abreiſe zu bitten, ſondern einige ſtumme Verbeugungen, und folgte verdrießlich ſeinem erſten Führer.

Aus dieſer übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraſchende Weiſe geweckt. Er wurde nämlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unſerer Erbſen in hohen Haufen aufgeſchüttet waren, und groſſe Tafeln, worauf Diamanten, Saphire, Hyacinthe, und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe, und auf's köſtlichſte geſchliffen, ihn anblitzten. Er war Kenner ſolcher Steine, und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unſchätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er ſchon ſeine Taſchen angefüllt ſah. Das kleine Männchen ſchenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke davon, dagegen

verstattete es dem vor Begierde klapyernden Studenten, von den Gold- und Silberkörnern so viel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Er ließ sich das nicht zweimal sagen, griff hastig nach den Goldkörnern, und stopfte alle seine Taschen, selbst die steifen Stiefeln voll, und packte noch in das Taschentuch und in den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Kästchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldkörnern angefüllt wurde. So wohl beladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei seiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund schwere Kästchen trug.

Auf demselben Wege, auf welchem er hingeführt war, wurde er auch zurückbegleitet, und durch das Gerüste, welches noch auf dem Wasser im Brunnen schwamm, wurden sie alle drei plötzlich in die Höhe gehoben. Er trat herab von dem Gerüste, erhielt das Kästchen und ein freundliches Lebewohl von seinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabsanken.

„Träume ich, oder wache ich!“ — rief er aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen des Schlosses Plesse sah. „Wo war ich, was sah ich!“ — Bald aber überzeugte ihn die Menge des bei sich habenden Goldes und das Blitzen der edeln Steine, in denen sich die aufsteigende Sonne spiegelte, daß er nicht geträumt habe, daß alles reine Wirklichkeit sey. Seine Freude war gränzenlos. Man denke sich einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren

hatte, und auf einmal zum Besitz von 20, bis 30,000 Thalern kommt. Er sprang auf dem hohen Berge herum, klatschte in die Hände, und wußte gar nicht, was er gleich anfangen sollte. Nachdem sich der erste Rausch gelegt hatte, ging er den Berg hinab, und nach Göttingen zurück.

Der Graf Zollern und die Würtembergerin.

Zur Zeit Graf Eberhards von Würtemberg lebte auch ein junger Graf von Zollern, der Heinrich geheißen hat, und in Krieg und Frieden, in Schimpf und Ernst ein braver, geachteter Edelmann war. Jahre hindurch hatte er sich als einen treuen Freund des Grafen Eberhard von Würtemberg bewiesen, und war diesem beigestanden in vielen Fährlichkeiten und Nöthen. Der Würtemberger ließ diesen treuen Freundesdiensten auch gebührende Anerkennung zu Theil werden, und Heinrich stand wohl seinem Herzen am nächsten; sogar schien er dem Zollern oft mehr zu vertrauen, als seinem eigenen Ehegemahl. Dieser besondere Vorzug nun, den der Graf dem von Zollern zu Theil werden ließ, verdroß die übrigen Fürstendiener, und besonders auch die gestrenge Frau Gräfin, Eberhards Weib, gar gewaltig. Während aber Heinrichs übrige Neider sich damit begnügten, den edeln Ritter zu beneiden und ihn zu verfluchen, hegte die Gräfin ein glühendes Rachegefühl gegen ihn in der Brust, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, ihren Haß gegen den unschuldigen Heinrich zu befriedigen. So lange nun

ihr fürſtlicher Gatte lebte, wollte es ihr nicht gelingen, ihren Plan auszuführen, aber er ſtarb plötzlich eines unerwarteten Todes, und nun wollte ſie den verhaßten Zollern fühlen laſſen, daß nun ſie Herr im Lande ſey.

Heinrich war an dem Todbette ſeines geliebten Freundes geſtanden, und hatte ihm, während eine ſchöne Thräne ſeine männliche Wange benetzte, die Augen zugedrückt. Als er nun aber der Leiche ſeines Freundes die letzte Liebespflicht erwieſen und ſie zur Ahnengruft begleitet hatte, befahl er, in das gräfliche Schloß zurückgekehrt, ſeinen Knappen ſogleich die Roſſe vorzuführen, damit er auf Hohenzollern zurückkehre, indem er es nicht mit ſeiner Ehre verträglich hielte, einem ſchwachen Weibe, das jetzt im Lande gebiete, zu gehorchen. Sein Befehl wurde vollzogen, und ſchon wollte der Graf mit den Seinen ſich zu Pferde ſetzen, als der verwittibten Gräfin Kämmerer aus dem Schloſſe trat, und ihm ankündigte, er ſolle ſogleich vor der gnädigen Frau erſcheinen, um gewiſſe Befehle zu empfangen.

„Was," rief der ſtattliche Jüngling, nachdem er des Kämmerers Auftrag vernommen; „glaubt ihr denn, ich werde dieſem Befehle Folge leiſten? Mein edler Freund und Gönner, Herr Eberhard, liegt im kühlen Schooß der Erde, und nun glaubt das ſtolze Weib wohl, ich, ein freier Edelmann, werde mir von ihr Befehle vorſchreiben laſſen. Ich weiß nur zu gut, welche Ränke ſie gegen mich angeſponnen; ich haſſe ſie, ich biete ihr Trotz."

„Bedenkt, edler Herr!" warnte der Kämmerer.

„Was bedenken," rief der Ritter, „ich fürchte mich

vor

vor keinem Weibe. Sagt ihr," setzte er noch hinzu, indem er sich in den Sattel schwang, „sagt ihr, Heinrich von Zollern werde nie einem Weibe gehorchen!"

Der Kämmerer ging. Heinrich aber ritt mit seinem Häuflein stolz durch Stuttgarts Gassen und langsam zum Thore hinaus, um zu zeigen, wie wenig er sich vor den Folgen seiner kühnen Aeußerungen fürchte. Er pfiff ein freudiges Reiterstücklein vor sich hin, und kam nach einem scharfen Ritte in fröhlicher Stimmung auf seiner schönen Stammburg, die noch in unsern Tagen ihr Haupt stolz in die Wolken erhebt, an.

Ein paar Tage waren vergangen, und der Burgherr saß gerade bei einem Humpen trefflichen Weines im hohen Ahnensaale, da meldete man ihm einen würtembergischen Reisigen, der ein Schreiben an ihn zu bestellen habe. „Hm," dachte der junge Mann, „ein Liebesbrief ist es gewiß nicht; doch wir wollen sehen, was mir die Würtembergerin wohl schreiben mag."

Mit diesem Gedanken ließ er den Boten hereinkommen, welcher ihm mit einer stummen Verbeugung ein klein Briefchen überreichte. Der Graf ließ den Burgkaplan, vor dessen Weisheit er viel Achtung hatte, herbeirufen, um die Schriftzüge zu entziffern, da er selbst es in der Lesekunst nicht einmal bis zum ABC gebracht hatte. Der Pfaffe kam und las dem Grafen die Botschaft vor. Diese aber lautete ganz kurz und zwar folgendermaßen:

„Auf dem Schloßplatze unserer Hofburg in Stuttgart habt Ihr meiner gespottet, Herr Graf, sprechend: Es wird kein Weib verschlingen mich! Ich thue nun aber Euch

hiemit kund und zu wissen, daß ich allewege Euch, Eure Veste, Euer Leben und Euer Gut zu verschlingen trachte, ich ein schwaches und feiges Weib,

die Gräfin von Würtemberg."

So gegeben in unserer Hofburg
am St. Simons-Tag.

„Verschlingen will sie mich?" lachte Heinrich, als er die Botschaft vernommen hatte, nun dann muß sie allerdings eine starke Eßlust haben. „Doch Freund," fuhr er fort, indem er sich zu dem Boten wandte, „trinke hier einen Becher Rheinwein, und dann kehre zu deiner Gebieterin zurück, vermeldend: So lange noch Heinrich von Zollern lebe, werde er nie einem Weibe dienen, und er habe noch einmal vor deinen Ohren wiederholt, daß er nicht fürchte, von ihr verschlungen zu werden."

Der Bote verließ die Burg und Heinrich setzte sich wieder ganz ruhig zum Humpen, als wäre nichts vorgefallen. Als er aber am andern Morgen in den Burghof herunterkam, um seine Befehle wegen Verwahrung der Burg zu geben, begegnete sein Blick nur traurigen Mienen auf den Gesichtern seiner Leute. „Hei," rief er, „warum steht ihr denn so bleich und traurig, als hättet ihr euer Seelenheil dem Teufel vermacht, rührt euch, zu Pferde, wir müssen heute die Burg mit Lebensmitteln versehen."

„Hm, Herr," stotterten Einige.

„Nun was soll es?" fragte der Graf ungeduldig.

„Wir stehen so betrübt hier," entgegnete ihm sein alter Leibknappe, „weil es wohl zu spät seyn möchte, jetzt Lebensmittel für eine Belagerung aufzutreiben. Denn

steigt nur auf die Warte, edler Herr, so werdet Ihr Euch sogleich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Der Graf bestieg, sich über diese Rede gar sehr verwundernd, die Warte, und prallte oben angekommen erstaunt vor dem Anblicke zurück, der sich unten am Fuße des Schloßberges darbot. Rings um seine Feste hatte sich nämlich bedeutendes Kriegsvolk gelagert, dessen weiße Zelten in der Morgensonne gleißten. Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des Lagers flatterte stolz das Banner von Würtemberg, und verkündete Heinrichen, daß seine grimmige Feindin, die Gräfin von Würtemberg, bereits angefangen ihre Drohungen auszuführen. „Bei Lanze und Schwert," murmelte der Graf vor sich hin, „sie hat mir schon einen Streich gespielt, indem sie meine Burg umschloß, ehe ich daran dachte, mich mit Lebensmitteln zu versehen, und da Alles auf eine ernste Belagerung deutet, so muß mir dieses sehr unangenehm seyn."

Während er so sprach, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen zweiten Kriegerhaufe erregt, der über die Vorhügel der Alp herunterziehend, seiner Burg sich nahte. Die Neuankommenden waren beinahe eben so stark, als die gelagerten Würtemberger, und Heinrich rieth hin und her, wer sie wohl seyn möchten. Ehe er noch darüber mit sich einig werden konnte, rief ihn sein Leibknappe in den Rittersaal hinunter, und der fremde Krieger kündigte sich ihm als einen vereideten Reitersmann der Stadt Ulm an, und überbrachte dem Grafen den Absagebrief seiner Stadt, worin vermeldet wurde, daß ein

hochlöblicher Magistrat von Ulm den Grafen von Zollern befehden wolle mit Schwert und Feuer der vielen Unbill wegen, so der Graf der freien Reichsstadt schon zugefügt.

Nun wußte also Heinrich, weßwegen der zweite Heerhaufen vor seine Burg gerückt sey. Bald vereinigten sich die Würtemberger und Ulmer, um mit allen Kräften sich der Burg des jungen Grafen zu bemächtigen. Die Gräfin von Würtemberg, welche selbst im Lager sich befand, spornte die Ihrigen und ihre neuen Bundesgenossen zur unaufhörlichen Thätigkeit an, doch nicht unthätiger kämpfte Heinrich den Belagerern entgegen. Er war überall zugegen, wo Gefahr drohte, und ehe die Lebensmittel in der Burg zu mangeln begannen, konnten sich die Feinde durchaus keines errungenen Vortheiles rühmen. Aber jener Fall trat nur zu bald ein. Die Veste war nur auf einige Wochen mit Mundbedarf versehen, und als der Graf durch kühne Ausfälle sich einige Male wieder aus seinen umliegenden Besitzungen damit versorgt hatte, verheerte der Feind auf Anstiften der Gräfin ringsum das platte Land, daß es dem Belagerten keine Lebensmittel mehr darbieten könnte. Alles weithin glich einer Wüste, und der Graf schaute traurig hernieder auf seine sonst so blühenden Thäler, Wälder und Felder. Dennoch gab er sich nicht, und verfolgte seine muthige Gegenwehr. Aber Keller und Speisekammer waren leer, und Zollers Leute, welche vor Kraftlosigkeit kaum noch die Waffen schleppen konnten, begehrten, ihr Gebieter möchte mit dem Feinde unterhandeln, indem in einigen Tagen er und sie unfehlbar durch schmählichen

Hungertod zu Grunde gehen müßten. Der Graf aber wollte nichts vom Unterhandeln hören. Als er aber traurig eines Tages auf der Warte stand, und sich rings umschaute, ob wohl gar keine Rettung mehr möglich sey, da konnte er sich nicht enthalten, vor sich hinzumurmeln: „Verschlungen hat sie doch mein Gut!“

Am andern Morgen unternahmen die Feinde einen allgemeinen Sturm, und da die Knappen des Grafen ihnen sowohl an Zahl weit nachstanden, als auch der Hunger ihre Kräfte aufgezehrt hatte, so wurden sie Herr der Mauern und Thore. Nur wo Heinrich kämpfte, konnten sie lange nicht obsiegen, bis auch ihm endlich die Kräfte schwanden, und er aus vielen Wunden blutend von einer überlegenen Feindeszahl gefangen wurde.

Welch ein Jubel verbreitete sich durch die feindlichen Haufen, als der Graf gefesselt in das Lager der Würtembergerin geführt wurde. Die Ulmer überließen nämlich den Gefangenen der stolzen Gräfin, überzeugt, daß dieselbe sich und sie sattsam an ihm rächen würde. Die Gefühle des armen Heinrichs kann sich wohl Jeder vorstellen, als er blutend und erschöpft vor seine grimmige Feindin geschleppt wurde. Er mußte alle seine geistigen Kräfte zusammenraffen, um der körperlichen Schwäche nicht die Oberhand zu lassen, und ruhig und mit Würde trat er vor seine Siegerin, entschlossen Hohn und Schimpf kaltblütig zu ertragen, um durch Schweigen ihr zu zeigen, daß er auch in Banden noch eine verächtliche Gesinnung gegen sie hege. Die stolze Gräfin trat dem Besiegten in glänzendem Schmucke entgegen, und ein Strahl der

glühendſten Freude leuchtete aus ihren Augen, als ſie den Mann gefeſſelt vor ſich ſah, der es gewagt hatte, ihr öffentlich Hohn zu ſprechen. Gegen Heinrichs Erwartung aber begnügte ſie ſich, ihn mit haßfunkelnden Augen anzublitzen, und kein Wort ging über ihre Lippen. Er ſtand trotzig und ungebeugt vor ihr, obgleich der Schmerz ſeiner Wunden ihm die Nerven zuſammenzog. Endlich lächelte die Gräfin gar argliſtig und höhniſch, und wandte ſich von dem Gefangenen weg, einer Schaar von Bewaffneten winkend, die ſich hinter dem Grafen aufgeſtellt hatte. Die Krieger ſchienen den Wink wohl zu verſtehen, denn ſie führten den Gefangenen hinweg, und nachdem ſeine Wunden in Eile verbunden waren, wurde er auf ein Pferd geſetzt, es wurden ihm die Augen verhüllt, die Bewaffneten umgaben ihn von allen Seiten, einer nahm ſein Roß am Zügel und ſo ging es fort, er wußte nicht wohin. Kaum hatte er noch Zeit, bevor ihm die Augen verbunden wurden, einen kurzen Scheideblick nach ſeiner geliebten Stammburg hinaufzuſenden, und als er das würtembergiſche Banner auf ihren Zinnen flattern ſah, ſeufzte er unwillkührlich, und ſprach in düſterem Schmerze vor ſich hin: „Verſchlungen hat ſie nun mein ſtolzes Schloß.“

Der Graf wurde von ſeinen Begleitern ohne Unterbrechung, außer wenn ſie ihm etwa einen Becher ſchlechten Weines zur Stärkung reichten, fortgeführt, bis die Nacht am Horizont heraufſtieg und mit dunkeln Schatten die Erde zu umhüllen begann. Nun hielt der Zug auf einer Anhöhe; es wurde dem Grafen die Binde von den Augen genommen, er ſah ſich nun einem feſten Thurme gegenüber,

deſſen ſchwärzliche Mauern von den hie und da aus dem Gewölke brechenden Mondesſtrahlen ſchauerlich erleuchtet wurden. Nun verließen aber den Grafen ſeine bisher mühſam behaupteten Kräfte. Der lange Ritt hatte ihn zu ſehr angeſtrengt, und er ſank halb bewußtlos vom Roſſe. Kaum hörte er noch den Anführer ſeiner Hüter, welcher mit rauher Stimme zu ihm ſprach: „So, hier in dieſem ſtattlichen Thurme ſollt Ihr jetzt künftighin wohnen, edler Herr; nehmt Euch aber in Acht, Euern Spott nicht gegen die ſpröden Eulen zu richten, die Euch freundſchaftlich Geſellſchaft leiſten werden; ſie ſind gar ehrbare Thiere und verſtehen keinen Spaß. Ihr habt nun wohl geſehen, wie weit Euch höhnende Reden gebracht haben.

Als der Graf, der während dieſer Worte in Beſinnungsloſigkeit gefallen war, wieder aus ſeiner Betäubung erwachte, fand er ſich in einem dunkeln, niedrigen Gemache, und da nur durch ein eng verwahrtes Fenſterlein eine ſparſame Tageshelle in das Gewölbe fiel, und er ſich an Händen und Füßen gefeſſelt fand, auch eine unangenehme Feuchte verſpürte, und ein leiſes Seufzen neben ſich hörte, das wie Unkenruf tönte, ſo konnte er nicht lange ungewiß ſeyn, daß er in einem jener ſchrecklichen Kerker ſich befinde, in welchen zu damaliger Zeit ſo Mancher auf elendigliche Weiſe oft Jahre lang vegetirte; denn leben kann man wohl das Fortbeſtehen eines menſchlichen Geſchöpfes in ſolcher Lage nicht nennen. Ein Schauder überſchöſſelte den kranken Körper des Gefangenen, und drang mit eiſiger Kälte tief hinein in ſeine Seele, als er zur vollen Ueberzeugung ſeines entſetzlichen Schickſales ge-

kommen war. Er bezwang seine Schwäche und erhob sich von dem ärmlichen Strohlager, auf dem er bei seinem Erwachen gelegen, um durch nähere Untersuchung seines Aufenthaltsortes sich zu überzeugen, daß dieß Alles kein Traum sey, und ob Menschen ihn wirklich so grausam behandeln könnten. Die Untersuchung aber führte ihn nicht weiter, als zu der peinlichen Gewißheit seines traurigen Looses, und hatten ihm auch seine Körperschwäche und die Schmerzen seiner Wunden erlaubt, eine Zeit in aufrechter Stellung zu bleiben, so duldeten dieses die schweren Fesseln nicht, welche seine ermatteten Glieder wieder auf das elende Lager niederzogen. Ein Heer düsterer Gedanken umfluthete nun Heinrichs Seele, und gewiß ein minder kräftiges Gemüth hätte diese schweren Schicksalsproben nicht ausgehalten, sondern wäre untergegangen in Nacht und Wahnsinn. Er, immer gewöhnt, sich keine Freiheit zu versagen, sollte hier, umfangen von Kerker und Fesseln, seine Tage hinschleppen. Nimmer war es ihm vergönnt, an der Spitze seiner braven Vasallen, auf muthigem Rosse zur männerregenden Feldschlacht zu ziehen. Hier sollte er liegen und vermodern in Unthätigkeit, in Körper- und Seelenleiden. Er bekam kein menschliches Wesen zu sehen in seiner schaurigen Einsamkeit. Durch eine kleine eiserne Fallthüre, die oben in dem Gewölbe angebracht war, wurde ihm täglich seine spärliche Kost, schlechtes Brod und Wasser an einem Seile herniedergelassen. Seine einzige Gesellschaft war der Sturmwind, der Nachts um seinen Kerker heulte, und eine Eule, die außerhalb des Fensterleins seiner Zelle ihre Wohnung aufgeschlagen hatte,

und durch ihre nächtlichen Klagetöne gleichsam des Gefangenen Seelenschmerz äußerte. Anfangs hatte der Graf noch eine Hoffnung in sich erhalten, daß seine Feindin seine Gefangenschaft nicht allzulange würde dauern lassen, aber in dieser Hoffnung betrog er sich sehr. Die Gräfin hatte beschlossen in ihrem Grimme, nicht eher sollte der Gefangene das Tageslicht wieder schauen, als bis sie hinabgesunken wäre in die Gruft. Und als nun der Gefangene jede Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen, schwinden ließ, fand er einigen Trost darin, seiner Feindin keine Wohlthat verdanken zu müssen. Wenn er an jenes höhnische Lächeln dachte, womit sie ihn zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt hatte, so glaubte er eine Art von Beruhigung darin zu finden, sich niemals vor diesem Weibe gebeugt zu haben, und auch ferner keine Wohlthaten von ihr empfangen zu müssen. Er stärkte sich mit edlem Gleichmuth und lebendigem Vertrauen auf den Ewigen, der auch durch Kerkernacht seine milden Hoffnungsstrahlen auf das Haupt des duldenden Unglücklichen fallen lassen kann.

So verbrachte er in seinem Kerker lange Jahre. Da rasselte eines Tages die Eisenthüre und herein traten zwei Gestalten, die den Grafen rasch entfesselten und ihn hinaufleiteten aus dem Reich der Finsterniß in's reine, volle Tageslicht. Geblendet schlug Heinrich die Augen nieder. Ihm war, als tauche er aus einem düstern Labyrinth voll Finsterniß und Graus empor in eine höhere, schönere Welt. Endlich vermochte er allmählig hinauszublicken in das Reich des Lichtes und Frische. Da lagen sie vor ihm die Auen und Wälder, so grün, so blühend, wie ehemals, und er

war geworden so alt. In wenigen Jahren hatte sich sein jugendliches Gesicht in tiefe Falten gelegt, sein Haar war grau geworden, und ein langer, weißer Bart floß ihm bis zur Hüfte hinab.

Aus den Gedanken, in welchen ihn die Empfindungen zwischen einst und jetzt versenkten, weckte ihn eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und siehe da, sein alter Leibknappe kniete vor ihm und blickte mit thränendem Blick zu dem geliebten Herrn auf. Dieser aber, verstehend des treuen Dieners Zähre, hob ihn auf, und sprach wehmüthig lächelnd: „Verschlungen hat sie mein Leben.“ — Dann fragte er, wie er hieher komme?

„O Herr,“ erwiederte der alte Knappe, „das grimme Weib ist endlich todt, und ihr seyd frei. Eure Burg gehört wieder Euch und ich habe Eure getreuen Vasallen hieher geführt, um Euch im Triumphe auf Euer Stammschloß zu geleiten.“

Während der alte Knappe so sprach, war ein reisiger Zug in gleißenden Harnischen, das Banner der Grafen von Hohenzollern in seiner Mitte, vor dem Gefängnißthurme aufgeritten. Zwei Edelknaben führten dem Grafen ein auserlesenes Schlachtroß vor. Zwei andere kleideten ihren wiederbefreiten Gebieter mit ritterlichem Gewande. Einen dankenden Blick warf der Graf gen Himmel, als er wieder seine treue Wehr umgertete; dann schwang er sich auf's Roß, und sprach ernst und feierlich: „Verschlungen hat jenes Weib, wie sie gedroht, mein Gut, mein Schloß, mein Leben; aber sie hat mir mich selbst, meine bessere Kraft nicht entreißen können, und ich fühle

jetzt wieder eine Lohe des alten Muthes meine Adern durchglühen. Aber auf Hohenzollern kehre ich nicht wieder zurück. Die Bilder meiner Ahnen würden daselbst mit Zorn auf mich herabblicken, der ich nicht im Stande war, ihre Gruft und das Haus, welches sie ihren Enkeln erbaut, vor feindlicher Entehrung zu schützen. Wer mir folgen will, der nehme Schwert und Schild, ich ziehe nach Palästina in Gottes Fehde, einer heiligen Sache will ich fortan meine noch übrige Kraft weihen!" So sprach der Graf, und seine getreuen Vasallen schlugen klirrend die Waffen zusammen, rufend: er möge sie führen, wohin er wolle, sie würden nie zurückbleiben.

Ohne weitere Fährlichkeiten gelangte Heinrich mit den Seinigen nach Palästina, und die alte Kraft schien ihn wieder zu beleben, als er das heilige Land betrat. In allen Schlachten gegen die Ungläubigen wehte sein Banner in den vordersten Reihen der Kämpfenden, und wo Gefahr, da war gewiß der Graf von Zollern und sein alter Leibknappe zu finden. Beim Sturme auf Jerusalem waren die beiden unter den Ersten auf den Mauern; und als die Stadt ganz in der Gewalt sich befand, wallfahrtete der Graf demüthig zum Grabe des Heilandes. Dort verrichtete er inbrünstig sein Gebet, und dankte Gott für die Gnade, ihn aus dem Kerker befreit, und ihm vergönnt zu haben, hier seinen Dank in Demuth darzubringen. Als er aber sich von den Knieen erhoben hatte, überzog Todesbleiche sein Antlitz, und er sank dem treuen Leibknappen in die Arme. Seine Augen wurden starr, sein Blut stand still, und kaum konnte er

noch, ehe der Tod ihm an's Herz trat, mit bleichem Munde leiſe murmeln: „Verſchlungen hat ſie nun auch mich!“

Die Nonne.

In einem Thale am Fuße der ſchwäbiſchen Alp, welches die Fils durchſtrömt, erhob ſich einſt auf grünem Wieſengrunde, von fröhlichen Eichwäldern umrauſcht, ein ſtattliches Frauenkloſter, der heiligen Engelbrechte geweiht, und bewohnt von vielen Nonnen. Das Kloſter beſaß großen Reichthum und war ſehr angeſehen im ganzen Lande, theils der vielen Reliquien wegen, die in der Kloſterkirche verehrt wurden, theils auch deßwegen, weil die meiſten Mitglieder Sprößlinge alter, edler Familien waren. Unter den jüngern Nonnen zeichnete ſich beſonders Ludmilla von Geiſelſtein aus durch ihre wunderſame Schönheit, durch ihre ſtille Ergebung und herzliche Frömmigkeit. Sie war, als ſie von ihrem Vater, dem mächtigen Grafen von Geiſelſtein, eines Gelübdes wegen in's Kloſter gebracht worden war, kaum über die Kinderjahre hinaus; doch als Novizin entwickelte ſich binnen eines Jahres ihre geiſtige und körperliche Lieblichkeit zur ſchönſten Blüthe. Jetzt nahte der Tag heran, an welchem ihre feierliche Einkleidung Statt finden ſollte, und die Aebtiſſin, deren Liebling Ludmilla war, ließ die glänzendſten Anſtalten treffen, um die Vermählung der ſchönen Gottesbraut mit ihrem hochheiligen Bräutigam zu verherrlichen. Gerade

bei dieser Gelegenheit aber sollte Ludmilla durch süße, aber unzerbrüchliche Bande an das Leben gefesselt werden, welches sie im Begriffe stand, mit dem einsamen Nonnenstande auf immer zu vertauschen. Als sie umringt von ihren geistlichen Schwestern in feierlichem Zuge durch die von einer unzähligen Menschenmenge erfüllte Klosterkirche zum Hochaltare schritt, wo die Ceremonieen der Einweihung zum geistigen Brautstande vor sich gehen sollten, fiel ihr Blick auf einen jungen, schönen Ritter, der an einer Säule lehnte, und gedankenvoll den Zug betrachtete. Als ihr Blick auf ihn fiel, verbeugte er sich bescheidentlich, während eine brennende Röthe sein Antlitz überzog. Auch Ludmilla fühlte sich das Blut in die Wangen steigen, und sich rasch abwendend setzte sie ihren Gang fort. Aber dieser einzige Augenblick hatte eine nur zu große Veränderung in dem Herzen der Gottesbraut hervorgebracht. Schon begann das hohe Ziel, welches sie von Jugend an als ihre Lebensbestimmung kennen gelernt hatte, in ihrem Gemüthe zu erbleichen vor dem lieblichen Bild des ritterlichen Jünglings, und eine Welt voll süßer Lust tauchte aus dem Grunde ihres Busens auf, wenn sie seinen bedeutenden Blick, sein bescheidenes Erröthen bei ihrem Anblicke sich vorstellte. Verwirrt und unfähig sich zu fassen, kam sie bei dem Hochaltar an. Die Aebtissin, bemerkend die unruhige Stimmung der lieblichen Novizin, sprach ihr Muth zu, die Nonnen nahmen ihre Plätze ein, volle Orgeltöne ertönten durch die hohen Hallen, die Einweihungshymnen begannen, und die verhängnißvolle Ceremonie nahm ihren Anfang. Die herzerhebenden Gesänge hatten

Ludmilssen einen Theil ihrer ruhigen Besinnung zurückgegeben, so daß sie im Stande war, die ihr vorgelegten Fragen mit ziemlich sicherer Stimme zu beantworten. Da nahte der Augenblick, in welchem die langen goldenen Locken der Christusbraut abgeschnitten werden sollten. Ludmilla beugte still ergeben das schöne Haupt, um es der strengen Scheere darzubieten. Ein unwillkührlicher Seufzer entglitt Ludmillens Lippen, dann fiel sie bewußtlos in die Arme der Nonnen. Die ganze Kirche war in Verwirrung; aber die Ceremonieen nahmen ihren Fortgang, indem dem schuldlosen Opfer schnell die Locken abgeschnitten und das Klosterhabit umgeworfen wurde. Dann trug man die nun ohnmächtige Eingeweihte sorgsam in ihre Zelle zurück, und ihre Schwestern wandten Alles an, um ihr die Besinnung wieder zu geben.

Dieses gelang zwar; allein Ludmillens Gemüthsstimmung hatte sich für immer geändert. Sie hatte in wenigen Augenblicken die unendliche Gewalt der Liebe kennen gelernt, und erfüllt von ihr gebrach es ihr an Kraft, dem süßen Triebe zu widerstehen. Daß sie den ritterlichen Unbekannten liebe, gestand sich ihr Herz, aber liebte auch er sie? Dieser Zweifel quälte die Arme mehr noch, als das Bewußtseyn, ihre Bestimmung verfehlt, ihrem himmlischen Bräutigam untreu geworden zu seyn.

So saß sie einst in später Mitternacht einsam in ihrer Zelle, verloren in drückende Zweifel und zerrissen von unendlichem Schmerze. Da glaubte sie plötzlich unter dem Zellenfenster Lautenklänge zu hören. Erstaunt öffnete sie das Fensterlein, und sieh', sie hatte sich nicht getäuscht,

denn durch die kalte Winterluft säuſelte ihr lieblicher Saitenklang in die Ohren, und eine angenehme Männerſtimme ſang folgendes Liedlein dazu:

Es zog in trüber Mitternacht
Ein Sänger über Feld.
Der Mond nur und die Liebe wacht
Allein noch in der Welt.
Er kommt zum ſtillen Hauſe,
Da ſtimmt er Saitenklang
Es tönt vor finſtrer Klauſe
Sein nächtlicher Geſang.

„O laß mich doch dein Himmelsbild
Du engelreine Maid,
Laß mich dein zartes Antlitz mild
Nur einmal ſchauen heut!
Laß deine Augen ſtrahlen,
Die holden Sternelein,
Denn Troſt und Hoffnung ſtrahlen
Sie mir in's Herz hinein.“

Und wie gehört das Maid das Lied,
Erhört den Sänger ſie;
Sie ſchaut in holder Schaam erglüht,
Auf ihn, der beugt das Knie,
Von ihrem Licht durchdrungen,
Von ihrem Blick durchſprüht,
Hat er ſich aufgeſchwungen
Wo ew'ge Wonne blüht.

Ludmilla hatte, als der Geſang begonnen, ſich nicht enthalten können, leiſe das Fenſter zu öffnen, um den unbekannten Sänger zu erſpähen, der es wagte, in

ſpäter Nacht unter der Mauer eines geiſtlichen Hauſes ein Ständchen zu bringen. Sie erblickte im Dunkel der Nacht eine Geſtalt, die ſich an eine unter dem Fenſter ihrer Zelle in der Mauer angebrachte Niſche lehnte, und das Geſicht zum Fenſter heraufgekehrt, ſang, und das Lied auf der Zither begleitete. Als der Sang geendet war, brach ſich der Mond durch die dichten Wolken Bahn, und ſein Strahl fiel auf das Geſicht des Unbekannten. Wie freudig erſchrack die jugendliche Nonne, als ſie in dem Sänger jenen Ritter wieder erkannte, deſſen Anblick bei ihrer Einkleidung den Liebesfunken in ihre Seele geworfen, deſſen Bild ſeither nicht mehr von ihr gewichen war. Alſo liebte auch er ſie; denn warum ſollte ſonſt er in kalter Winternacht an ſtiller Kloſtermauer ein Ständchen bringen? Während Freude und Schrecken, Zweifel und Angſt wechſelſeitig Ludmilla's Buſen durchwogte, hatte der junge Ritter ſie erſchaut. Ein Seufzer entflieg ſeinem Buſen, dann beugte er vor der lieblichen Maid ein Knie, und ſchien mit auf die Bruſt gelegten Händen einer Anrede von ihrer Seite zu harren. — Ludmilia's Schamhaftigkeit gab aber nicht zu, den ſinnigen Verehrer anzureden, und ſo harrte der Ritter eine Zeitlang vergeblich auf ein Wort von ihr. Endlich erhob er ein wenig den Blick und ſagte: „Verzeiht, edles Fräulein, daß ein Unglücklicher es gewagt hat, Euch vielleicht aus lieblichen Träumen aufzuſtören. Ach, kennte Ihr die Flammen, welche meinen Buſen durchglühen, Ihr würdet mir gewiß die Kühnheit vergeben, die mich antreibt, Alles zu wagen, um Euch zu ſehen.“

Die

Die Nonne konnte, als sie den jungen Ritter so bescheiden und zärtlich zugleich sprechen hörte, einen Seufzer nicht unterdrücken, und der Liebende deutete ihn nach Art der Verliebten, gerade wie er zu deuten war. Und wirklich sagte dieser Seufzer aus Ludmilla's Munde mehr, als viele Schwüre mancher Mädchen.

Der Jüngling nahm das Geständniß ihrer Gegenliebe mit trunkener Wonne auf, und — doch die Sage berichtet uns nicht sehr genau, was noch bei dieser ersten nächtlichen Zusammenkunft der Liebenden vorgefallen, außer, daß von jener Stunde an ihr Liebesbund fest geknüpft gewesen sey.

In mitternächtlichem Dunkel kam von nun an der junge Ritter jede Nacht vor das Zellenfenster seiner holden Buhle, bald mit sinnigen Liedern, denn er war ein geachteter Minnesänger, sie ergötzend, bald des süßen Geschwätzes der Liebe mit ihr pflegend. Ludmilla's unentweihtes Gemüth konnte an diesem Verhältnisse nichts Strafbares finden. Nur zuweilen schlich ein trüber Schatte des Zweifels an ihr vorüber, wenn sie des feierlichen Schwures gedachte, den sie einst, obgleich halb bewußtlos, am Altare abgelegt, und worin sie sich verpflichtet hatte, nur Christus, den heiligen Gottessohn, für ihren Bräutigam zu erkennen, nur mit den Freuden der Religion ihr Gemüth zu erfüllen, nicht mehr zurückzuschauen in die sündige Welt, und ihres Wesens ganze Kraft darauf zu richten, sich ihrer hohen Bestimmung würdig, und des ewigen Heiles theilhaftig zu machen. Sie verglich diese hohen Pflichten mit ihrem Verhältniß

zu dem jungen Sänger und fand dann dabei, daß nicht Christus, nicht der herrliche Heiland, sondern Edmund, der blühende Jüngling den ersten Platz in ihrer Brust behauptete. Diese Trübungen verschwanden indeß sogleich, wenn die stille Nacht herniedersank, wenn Edmund unten die Zither erklingen ließ, oder seine zärtlichen Grüße zu dem kleinen Zellenfensterlein heraufflüsterte. Dazu kam noch, daß Niemand ahnte, welch' wonnige Augenblicke der schönen Ludmilla in schauerlicher Geisterstunde blühten. Ungestört sahen sich die Liebenden, ungestört theilten sie sich die süßen Liebesgeheimnisse mit, und tiefer und immer tiefer wurzelte die Leidenschaft in ihren Herzen. Aber, obgleich Ludmilla, bezaubert von dem süßen Wahn, ihre strenge Pflicht, ihren heiligen Schwur vergessen hatte ob ihrer Liebe zu Edmund, so blieb doch diese Liebe immer rein, gleich einer lieblichen, makellosen Blume.

Da nahte die festliche Osterzeit heran, und die Liebenden versprachen sich von den lauen Frühlingsnächten neue Freuden. Während aber auf der Erde die Palmen, des schönen Friedens stille Symbole, dem nackten Gezweige entsprießten, zog sich in den obern Regionen ein fürchterliches Gewitter zusammen, das so drohend über dem Lande hing, wie die ältesten Leute es noch nie gesehen. Die Landleute kamen in ganzen Schaaren zum befreundeten Kloster gelaufen, jammernd und bittend die geistlichen Schwestern, durch ihren frommen Segen die dunkeln Wetterwolken, welche den ganzen Himmel verfinsterten, und den kaum hervorsprossenden Feldfrüchten einen gänz-

lichen Untergang drohten, fliehen zu machen. Die Aebtissin führte auch sogleich ihre Untergebenen in die Kirche, und die Nonnen flehten einen ganzen Tag hindurch auf den Knieen liegend, Gott, den Ewigen um Erbarmung an. Allein der Himmel blieb ihrem Flehen taub; denn die Gewitterwolken verzogen sich nicht, und alle erwarteten mit Angst und Bangen den Ausbruch des Gefürchteten.

In der Nacht nun kam Edmund, wie gewöhnlich vor Ludmilla's Fenster, ungeschreckt durch die undurchdringliche Finsterniß, und die schon hie und da an den fernen Bergen niederleuchtenden Blitze. Als er aber Gesang und Saitenspiel beginnen wollte, da hielt ihn Ludmilla ab, indem sie ihn bat, das frohe Spiel zu unterlassen, da sie von sonderbaren drückenden Gedanken gequält werde. Edmund tröstete die Geliebte mit schmeichelnden Worten über ihre unnöthigen Besorgnisse, wurde aber früher als sonst von dem lieben Fensterlein vertrieben, indem das Gewitter seine fürchterliche Kraft zu entladen begann, und Ludmilla durch den Ton des Horaglöckleins zu ihren bereits im Chor zum Gebete versammelten Schwestern berufen wurde.

Jetzt entfaltete der Sturm seine rasselnden Schwingen. Pfeifend und sausend fuhr er über die Gauen einher, und weckte die schrecklichen Blitze, brach Bahn dem rollenden Donner. In Strömen entstürzte das elektrische Feuer den verderbenschwangern Wolken, unaufhörlich raste Sturm und Donner. Es beugte sich krachend und aus seinen Grundfesten gerissen der majestätische Eichenwald,

Felsen zersplitterten, und überall loderten von Gottes Feuer entflammt, Tannenhaine, Häuser und Dörfer auf in heller Gluth. Vergeblich war der Klageruf der Unglücklichen, denen die Flammen ihrer Wohnungen über dem Haupte zusammenschlugen, vergeblich ihr Hülferuf, ihr herzzerreißendes Jammern. Wer sich hervorwagte aus dem schützenden Dache, den erschlugen des Hagels dichte und mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Sturmwind zur Erde niedergepeitschte Schlossen. So schien endlich das menschliche Leben ganz erstorben zu seyn, denn nur die schrecklichen Naturkräfte walteten noch mit ihrer fürchterlichen Macht, und die Sterblichen erkannten, sich ängstlich verbergend, ihre unwiderstehliche Gewalt.

Im Kloster war Alles in Furcht und Zittern, und immer mehr steigerte sich die Angst der Nonnen, als mit dem kommenden Morgen der Grimm des Gewitters zustatt abnahm. Die fürchterliche Naturerscheinung zu beschreiben, hält sich selbst die Sage zu schwach, die doch sonst an einfachen, aber kräftigen Ausdrücken so reich ist. Drei Tage und drei Nächte dauerte das Gottesgericht; denn so nannte man das Gewitter, und immer noch tobte es mit derselben, ja mit noch größerer Heftigkeit, mit der es begonnen. Ein schreckliches Dunkel hing über dem Gesichtskreis, rings waren Bäume und Wälder niedergeschmettert, der Fluß, sonst des ganzen Gaues Zierde, brauste jetzt mit verheerenden Fluthen einher, und glich, beleuchtet von immerwährenden Blitzen, einer schwimmenden Feuermasse. Rings war das Leben er-

ſtorben; alle Menſchen hatten ſich verborgen, um den Elementen den Kampfplatz frei zu laſſen.

Da verſammelte am Morgen des vierten Unglückstages die fromme Aebtiſſin des Kloſters ihre Gemeinde im Gotteshauſe, und mitten unter ſie tretend, ſprach ſie alſo: „Heute Nacht, als ich erſchöpft an Geiſt und Körper entſchlummert war, iſt mir im Traume eine Erſcheinung gekommen, welche mir ein Mittel angab, dieſen Alles verderbenden Sturm zu hemmen. Eine unter Euch, meine liebe Schweſtern, muß unreinen Herzens ſeyn. Sie trete hervor, bekenne reumüthig ihre Schuld, auf daß wir ſie den Blitzen, Gottes mächtigen Boten hingeben, damit der Allmächtige verſöhnt, dieſen fürchterlichen Stürmen Stillſchweigen gebiete. Denn ſo zu thun, befahl mir die Erſcheinung.

Als die würdige Aebtiſſin ſo geſprochen, ſahen ſich die Nonnen unter einander erbleichend an; Ludmilla aber traf die Rede der Aebtiſſin wie ein Donnerſchlag. Der Zweifel furchtbar Gewicht fiel auf ihre Seele; ihre Füße bebten, ungeſtüm tobte ihr das Blut durch die Adern, während kaltes Fröſteln ihre Glieder durchrieſelte. Wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt vorwärts getrieben, wankte ſie aus dem Kreiſe der Nonnen, und laut aufkreiſchend ſtürzte ſie mit dem markdurchdringenden Ruf: „Ich bin die Schuldige!“ vor der Aebtiſſin nieder.

Erſtarrt ſtand dieſe, ſo wie alle Nonnen. Beinahe unmöglich ſchien es ihnen, daß die edelmüthige, fromme und allgemein geſchätzte Ludmilla ſich ſolch' ſchweren Vergehens bewußt ſeyn könne. Mitleidig beugte ſich die

Aebtiſſin zu der Schuldigen nieder, ob ſie im geiſtverwirrenden Fieber, oder in Wahrheit geredet. Als aber Ludmilla mit bleichem Munde ihre Schuld beſtätigte, als ſie das Wort: „Schuldig“ ſelbſt über ſich ausſprach, das Gotteshaus von raſſelndem Donner, wie von Gotteszeugen in ſeinen Grundfeſten erzitterte, da erhob ſich die Aebtiſſin mit ſtrenger Würde und ſprach: „Dein Gewiſſen hat dich angeklagt, verirrte Schweſter, dir geſchehe nach Gottes Urtheil, das er mir geoffenbaret hat. Auf, meine Schweſtern, reinigt unſere geweihte Wohnung von der Sünderin; gebet ſie preis dem Gerichte des Ewigen.“ So ſprach die Aebtiſſin, und die Nonnen ergriffen die halbleblose Ludmilla, und ſie aus dem Gotteshauſe und über den Vorhof ſchleppend, ſtießen ſie dieſelbe durch die Kloſterpforte hinaus in das fürchterliche Ungewitter. Aber als ſie noch an der geöffneten Pforte ſtanden, bot ſich ihnen ein wunderbarer Anblick dar. Von halbem Blitzeslichte umleuchtet ſprengte durch den Sturm auf hohem Roſſe ein ſchöner Ritter heran mit den Worten: „Nun biſt du mein; keine Gewalt auf Erden ſoll dich mir wieder entreißen!“ die arme Ludmilla, die ſchon im Begriffe war, umzuſinken, auf das ſchäumende Roß hebend.

„Edmund,“ ſchrie Ludmilla, alle ihre Kräfte ſammelnd, „Edmund, was willſt du hier? Ich bin verworfen; Gottes Gnade hat mich verlaſſen.“ „Du biſt rein, wie ein ſchuldloſes Lamm,“ entgegnete der Geliebte, „ich will dich retten; der Ewige mag uns gnädig ſeyn.“

Mit dieſen Worten hüllte er ſie in ſeinen Mantel und ſpornte ſein Pferd zu raſchem Laufe. Aber der Traum der Aebtiſſin ſollte in Erfüllung gehen. Kaum hatte das Roß hundert Schritte zurückgelegt, da zuckte ein Blitz herab auf die Häupter der Liebenden, und eine Wetterwolke umhüllte ſie und rollende Donner ſtreuend, Ein unnennbares Entſetzen ergriff die an der Kloſterpforte, wie durch eine geheime Macht feſtgehaltenen Nonnen.

Aber ſiehe, plötzlich ſchwieg Sturm und Gewitter. Vom blauen Himmelsgewölbe ſtrahlte herrlich, wie am erſten Schöpfungstage, die Sonne; die die Liebenden umhüllende Wetterwolke verſchwand, und aus dem Schatten derſelben erhoben ſich die Geiſter Edmund's und Ludmilla's, bekleidet mit ätheriſchem Lichte, und ſchwebten, umſchlungen und in ſeliger Wonne ſtrahlend, himmelan.

Von reiner Lieb' durchdrungen,
Von ihrer Kraft durchſprüht,
Hat ſie ſich aufgeſchwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

Dorilla.

In einer reizenden Gegend am Fuße des hohen Rieſengebirges lag ein kleines, friedliches Dörfchen. Dort wohnte in ſtiller Eingezogenheit eine arme Wittwe mit ihrem einzigen Töchterlein, Dorilla genannt. Es war aber dieſe ein gar gutes und holdes Kind, und von allen Menſchen geliebt wegen ihres ſanften Gemüthes und

frommen Fleißes. Denn sie säumte nicht, be frühestem Morgen an ihr Tagwerk zu gehen und zu arbeiten bis die Sonne sank, und zwar mit aller Lust und Freude, weil sie es für die heiß geliebte Mutter that, die sehr arm war und krank, so daß sie nichts mehr verdienen konnte mit ihren schwachen Händen. Ihr einziges Hoffen war daher auf Dorilla gerichtet, mit dem festen Glauben, der Himmel werde sie gewiß segnen durch der frommen Tochter fleißige Hand. Nun that wohl das gute Kind, was in ihren Kräften stand; aber wie emsig sie auch spann, wie fein sie auch das Fädchen drehete mit der unermüdeten Hand, so reichte es doch kaum hin zu dem Allernothwendigsten. — Das ging denn der guten Dorilla sehr zu Herzen, und oft sann sie still und betrübt am schnurrenden Rädchen auf klugen Rath, aber immer vergebens. Denn außer dem Hause durfte sie sich keine Arbeit suchen, weil ja sonst die Kranke ohne Pflege gewesen wäre. Da sie denn vor Sorgen um die geliebte Mutter gar nicht wußte, wo aus oder ein, so suchte sie ihren Trost im Gebet, und ließ nicht ab zu hoffen, der Himmel werde sie doch nicht ganz verlassen, und sich gewiß einst hülfreich offenbaren.

Es begab sich aber, daß Dorilla eines Tages zu Markte wollte, um ihr Garn zu verkaufen, welches dießmal ganz überaus fein war, und ihr einen artigen Gewinn versprach. Es war im ersten Frühjahr, wo die Bergströme höher anschwollen von dem geschmolzenen Schnee, weit übertretend aus den engen Ufern, und sich Wege bahnend über nahe Felder und Wiesen, daß die

Straßen

Straßen und Fußſteige oft unzugänglich und gefährlich werden. — Als nun die kleine Dorilla durch das Dörfchen ſchritt, ſo ſprach manche Nachbarin dieſelbe an, und warnte ſie vor dem reißenden Bergwaſſer, das über Brücken und Stege bereits vorgedrungen war, und weit hinein in den Wald brauſete. Aber das Mädchen ſagte muthig: kenne ich doch den Weg ganz genau und den breiten Steg, zumalen am hellen, ſonnigen Tage; macht euch deßhalb keinen Kummer um mich, ich komme wohl mit Gott glücklich an Ort und Stelle. — Und ſie ſchritt muthig und ſchnell zum Dörfchen hinaus und über die Wieſen dem nahen Walde entgegen.

Schon hörte ſie das Rauſchen des Waſſers, der kleine Fluß war zum Strome geworden, und weit hin über die Wieſen ſpielten die rieſelnden Fluthen. Aber doch ragte noch der Steg über das Waſſer empor, und ſie eilte wohlgemuth durch die flachen Wellen hochgeſchürzt und ſchnellen, ſichern Trittes, bis ſie den Steg gewann. — Faſt wollte es ihr bedünken, als ſchwimme der Steg mit ihr dahin. Die Wellen netzten ihr oft die Sohlen, und glänzten in ſo wunderbaren Farben, daß das Mägdlein wie geblendet daſtand, und ihr faſt unheimlich zu Sinne ward. Sie wandte ihre Blicke aber von den Fluthen ab, und ſah gerade vor ſich hin, und ſchritt ſo keck und beherzt, bis ſie am Ufer war, und das Städtchen hell und im Sonnenglanze vor ihr lag.

Nun war es ihr wieder leicht um's Herz, ſie holte freier Athem, und eilte muntern Sinnes zum Thore hinein. Und an den Markt war ſie gekommen, und

wollte nun das Garn herausnehmen aus dem reinlichen Körbchen. Aber hilf Himmel! wie ward dem armen Kinde zu Muthe, als sie hineinblickte! Es war leer und kein Faden darinnen. Sprachlos starrte Dorilla vor sich hin, der Schrecken hatte ihr Worte und Gedanken geraubt, betäubt sank sie auf die Stufen eines großen Gebäudes, und weinte so tief und schmerzlich, als wollte sie sich auflösen in Thränen und Jammer. Die Vorübergehenden blieben vor ihr stehen, und sahen, theils bedauernd, theils spöttelnd auf sie hin, keiner aber fragte nach der Ursache ihres Jammers. — Das Garn war weg und blieb weg, sie mußte es bei dem Stege verloren haben. Aber mit dem Garne war, ach! der Verdienst eines ganzen Monats dahin, und das arme Kind sah keine Hülfe und keinen Rath. Zu betteln scheuete sie sich, und wenn sie auch einmal die großen blauen Augen bittend erhob, so versagten ihr Schaam und Thränen die Sprache, und so blieb sie immer unverstanden und unbeachtet.

Als sie denn so da saß in ihrem Jammer und in der Angst ihres Herzens, und sie seufzete: ach! meine arme Mutter! womit soll ich sie laben? so schritt ein Jägerbursche durch die Menge. Er war von überaus schöner Gestalt, und sein Auge funkelte kühn unter den dunkeln Augbraunen hervor, hell und durchdringend, dabei pfiff er lustig vor sich hin, und lachte bisweilen heimlich, als mache er sich über die ganze Welt von Herzen lustig. — Ein großer, hellgrüner Mantel hing ihm nachläßig über die Schulter, und die blanke Flinte glänzte im Abendschein. Er trat an eine der Säulen, wo Dorilla saß, und sah,

die Arme über einander gekreuzt, dem bunten Treiben der Menſchen zu.

Eben kam ein wohlgekleideter Mann mit Stern und Ordenskreuz. Schüchtern nahete ſich Dorilla, und hob die Hände bittend zu ihm empor, und ihre feuchten Augen ſprachen gleichſam die Worte aus: Erbarme dich der Armuth! Aber der reiche Herr ſah ſie unwillig an, und ſagte: geh' und arbeite! Der müßigen Tagdiebe gibt es ohnehin ſchon längſt zu viele! und ſo ſchritt er vornehm vorüber. Hocherröthend ſchluchzte Dorilla: Ach! es ſoll ja nur für meine arme, theure Mutter! — und die Hände zum Himmel emporhebend, als wollte ſie ihn zum Zeugen anrufen, daß ſie das harte Wort nicht verdiene, ſtand ſie eine lange Weile in tiefer Verwirrung. — Auf Einmal wurde ſie von einer Hand ergriffen. Sie ſah auf, und es war der Jägerburſche, der ſich zu ihr herabbeugte, und ſprach: du armes, unerfahrnes Kind, meinſt du wohl, weil du ein Herz haſt, das liebt, es müſſe auch hier Herzen geben voll helfender Güte? Ja, hier könnteſt du lange warten, und hätteſt am Ende nicht ſo viel, daß du deiner armen, kranken Mutter das Abendbrod kaufen könnteſt!

Erſtaunt ſah ihn Dorilla an und ſprach: kennt Ihr mich doch nicht, woher wißt Ihr denn von meiner kranken Mutter? der Fremde entgegnete: Närrchen, habe ich denn nicht dein Seufzen und dein leiſes Gebet vernommen? Ich weiß alles, was dir auf dem Herzen liegt; auch möchte ich dir gar gerne helfen. Harre meiner nur dort am Waſſer, es wird bald dunkler, und du bedarfſt eines Führers. Auch bringe ich dir vielleicht anderes Garn, denn meine

Schweſtern ſpinnen auch ſeine Fäden, und die ſollen dir den Verluſt ſchon erſetzen!

Darauf ſah er ſie recht freundlich an, und ſchritt hinab zu den Uebrigen, und als er dahin ging, war es dem erſtaunten Mädchen, als ſähe ſie ihn immer höher und höher ragen über die Menge, bis er endlich in nebeliger Ferne verſchwand. Der armen Dorilla klopfte das Herz, und ſie konnte ſich eines geheimen Grauens nicht erwehren. Dennoch mußte ſie mit Liebe des Jägers gedenken, denn er hatte ja ſo freundlich verſprochen, ihr zu helfen. — Schon wurde es kühl und dämmerig, und die Sternlein fingen bereits an, über die hohen Gebäude herabzublicken. Da begab ſich Dorilla eilends auf den Heimweg, des Fremdlings tröſtender Worte gedenkend.

Bald hatte ſie die verdrießliche Stadt hinter ſich, und eilte nun in banger Hoffnung dem immer dunkler werdenden Gebüſche entgegen. Wie eine weite Silberfläche lagen die überſchwemmten Felder an den dunkeln Bergen, und des Stromes Gebrauſe hallte wie ein dumpfer Donner durch den öden, lautloſen Raum.

Dorilla hatte vorſichtig manches kleine Gewäſſer durchſchritten. Jetzt ſuchte ihr Auge den Steg, aber vergebens. Keine Spur davon war zu finden; der Strom war gewachſen, und hatte ihn vielleicht mit ſich hinweggeführt. Nun war auch kein Kahn, kein Retter rings umher, und die Dunkelheit nahm mit jeder Minute zu. Da ſtand nun das arme Kind allein, verlaſſen, von neuer Angſt und Unruhe befallen, umkreiſet von tauſend geſchwätzigen Bächlein, die muthwillig und neckend ſie in

seltsamen Ringen umflossen, so daß ihr auch der Rückweg bedenklicher wurde, und sie wie in einem Zauberkreise stand, woraus kein Weg führte. Vergebens starrte ihr Auge in die Ferne. Wohl sah sie das Dörflein, aber der Nebel schien es immer weiter zu entfernen, und die Kluft immer unübersteiglicher zu werden, so daß sich endlich vor Angst und Grauen ihr Haar sträubte, und ihr unendlich beklommen um's Herz wurde.

Alsbald gedachte sie des Fremden und seines Versprechens, und sie sah sich ringsum, und rief laut durch die Dämmerung, daß ihre Stimme von den nahen Bergen wiederhallte. Auf Einmal gewahrte sie bei dem Scheine des aufgehenden Mondes eine bewegliche Gestalt am Bergwege, die immer näher kam. Bald konnte sie den Jäger erkennen und den grünen Mantel, und schon unterschied sie ein weißes Gesicht. Aber die dunkle Hülle wogte in so abentheuerlichen Formen um die übrige Gestalt, und gab ihr ein so seltsam gespenstisches Ansehen, daß ihr immer banger ward, je näher er kam. Doch bald vernahm sie des Jägers Stimme dicht neben sich, die ihr freundlich zuflüsterte: hier, Mädchen ist Garn. Auch schicken dir die Schwestern die Spindel mit, bewahre sie aber und lasse sie für keinen Preis aus den Händen; denn diese Spindel bringt Segen und machet dich reich. Dankbar blickte Dorilla zu ihm empor, und versprach seiner Worte zu gedenken. — Nun aber bat sie, bringe mich auch über den Strom, wie du es mir versprachest, damit die Mutter daheim sich nicht länger um mich ängstige! —

Aber der Jäger sprach: Thörichte, was forderst du? Siehst du denn nicht, wie hoch die Fluth geht? Und wo wäre denn ein Kahn oder Steg, der uns hinüber brächte? Heute gedenke du nur nicht daran. Komm vielmehr mit mir in's Gebirg, dort steht ein artig Schlößlein, dort kannst du weilen, so lange du willst, und es soll dir auch an nichts fehlen, was das Herz erfreut, denn ich bin reich, und verspreche dir gute Tage.

Aber das Mädchen entgegnete: ach! lieber Herr, wie sollte ich herrlich und in Freuden leben, wenn meine arme Mutter daheim seufzet, und sich im Herzen grämet? Ach, Ihr habt keine Eltern, für die Ihr sorget, sonst würdet Ihr mir mit solchen Worten nicht wehe thun. Lieber will ich in die Fluthen mich wagen, als Euch folgen, Ihr harter Mann, der Gott, zu dem ich flehe, wird mich behüten, und mich nicht untergehen lassen.

Da blitzten die Augen des Jägers, wie Sterne durch die Nacht, und er sprach: Deine Liebe zur Mutter und dein Vertrauen zu Gott sind stark, aber stark ist auch mein Arm, und so will ich es denn getrost mit dir wagen, trotz allen Unholden des Stromes. Und im Nu umhüllte sie der grüne Mantel, und ein starker Arm trug sie hoch über die brausende Fluth, daß sie wie von einer Friedens-Insel herabsah in das klare Wellenreich, und am Ufer war, ehe sie es noch vermeinte. Sanft fühlte sie sich auf den Rasen niedergelassen: ihre Blicke suchten den Führer, aber er war verschwunden. — Hell lag die Gegend vor ihr da, Alles war ihr nun deutlicher und bekannter, und mit Erstaunen sah sie nun auch den Steg

hinter ſich, den ſie vorhin vergebens geſucht hatte, und rieb ſich verwundernd die Augen, denkend: wache ich denn, oder habe ich geträumet? Aber das ſchwere Körbchen erinnerte ſie an die Wirklichkeit, und ſie ſchob alles das Wunderbare auf ihre Angſt und ihre allzugroße Verwirrung. — Frohen Schrittes eilte ſie nun dem Dörfchen zu. Die Mutter ſtand beſorgt ſchon an der Hüttenthüre, und ſchauete ihr entgegen. Flüchtig erzählte ihr Dorilla, ſobald ſie ihr einen guten Abend gewünſcht hatte, was ihr begegnet war. Aber ihre Worte kreuzten ſich ſo wunderbarlich durch einander, daß die Mutter bedenklich den Kopf ſchüttelte und ſagte: Gott bewahre dich, du gutes, unſchuldiges Kind vor böſem Spuck und unheimlichen Geiſtern. Als ſie aber hörte, wie des Kindes Liebe und mächtiges Vertrauen den Jäger bewegen habe zur wunderbaren Rettung ſo meinte ſie, daß dieſer wohl nicht zu fürchten ſey, wohl aber zu lieben und hochzuloben.

Am andern Morgen, als Dorilla das zum Geſchenk erhaltene Garn betrachtete, ſiehe! da leuchtete es, wie eitel Gold, und hing ſchwer in unzählig glänzenden Fäden zur Erde. Die Spindel aber glänzte noch weit ſchöner, und dabei war ſie ſo leicht, daß, als Dorilla den erſten Faden damit verſuchte, ſie wie von ſelbſt in der Hand tanzte, und es eine Luſt war, anzuſehen, wie der Faden ſo fein und überaus ſchnell ſich um ſie her ſchlang, und die ſüße Arbeit gar kein Ende nehmen wollte.

Da fielen die Glücklichen auf die Kniee im ſtillen Gebet, denn ſie ſahen hier deutlich eine höhere, mächtige

Hand im Spiele, und lobten Gott und den guten Geist, der sie sobald aus aller Noth gerettet hatte.

Als sie aber das goldene Gespinnst zum Verkaufe trugen, und die Geschichte lauter und bekannter wurde, so meinten die Leute alle, das wäre Rübezahl, der Berggeist gewesen, und bekreuzten sich, und mieden die Nähe der Glücklichen. Diese aber verließen das Häuschen und begaben sich in ein stilles Thal, wo gute, freundliche Menschen wohnten. Da lebten sie ein frohes, sorgenfreies Leben, still und tadellos. Denn so reich sie auch wurden, so vergaßen sie sich nie in stolzem Uebermuthe, und der fromme Fleiß und die goldene Spindel erbte sich lange fort auf Kindes Kind.

Adolph, Graf von Nassau, der einst auf kurze Zeit die deutsche Kaiserkrone trug, erbaute die Burg Adolphseck, nahe bei dem Badeorte Schwalbach. Als er noch nicht die Ahnung davon hatte, dereinst die erste Krone zu tragen, ritt er einstmal nach Mainz. Sein Weg führte ihn bei einem Nonnenkloster vorüber, wo eben eine Laienschwester dem Himmel zugeführt werden sollte. Da trat auch er in die Kirche, die Ceremonie mit anzusehen. Aber wie wurde ihm, als er die Blume erblickte, die in den Himmelsgarten verpflanzt werden sollte. Schöneres sah er nie. Und als der Zitternden Auge zufällig auf ihn sich wandte, und ihm ein Himmel voll Anmuth daraus hervorstrahlte, da loderte der Liebe Flamme hoch empor in seinem Innern, und er stürmte zum Tempel hinaus.

Diesen Blick zu ertragen, vermochte er nicht; aber alle seine Gefühle waren in Aufruhr, daß solch' ein Wesen der Welt entsagte, der Kirche sich in die kalten Arme warf.

Lange streifte er umher in Wäldern und Bergen. Die Einsamkeit suchte er, sie that ihm wohl, denn da hing er seiner Liebe in schwermüthigen Bildern nach. Und immer tiefer wurzelte die Leidenschaft, und immer unglücklicher wurde Adolph. Da stand plötzlich der Gedanke vor ihm, die Braut der Kirche zu seiner Braut zu machen, es koste, was es wolle. Der Plan wurde gemacht und reifte. Doch, um sein Glück in ungestörtem Frieden zu genießen, und daß kein Wesen den Raub weder finden, noch je ihm wieder nehmen könne, beschloß er, in düsterer Einsamkeit eine feste Burg zu erbauen; um da ihn zu verbergen. Adolphseck wurde aufgethürmt, und als es stand, und als es geschützt durch Graben und Mauern jedem Unfalle zu widerstehen vermocht, da raubte er in stiller Nacht dem Kloster die schöne Amalgunda, und führte sie hieher.

Der Rechbergische Klopferle.

Ulrich II. von Rechberg *) pflegte, wenn er abwesend war, seiner Gemahlin, einer gebornen Anna

*) Hohenrechberg im Königreich Würtemberg, eine Stunde von Gmünd und der ehemals berühmten Kaiserburg Hohenstaufen entfernt.

von Venningen, durch einen abgerichteten Hund Briefe in einer ihm angehängten ledernen Tasche zu übersenden. Im Jahre 1496 war Ulrich auch von Hause entfernt, und hatte lange nicht geschrieben. Seine Gattin, unruhig darüber, betete täglich in der Burgkapelle, wo sie einmal durch starkes Klopfen in ihrer Andacht gestört wurde. Ungehalten öffnete sie die Thüre mit den Worten: „Ich wollte, daß du ewig klopftest," war aber sehr betroffen, den treuen Hund ohne Briefstasche zu erblicken, der ihr mit trauriger Gebärde schmeichelte. Bald darauf erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, und seit der Zeit soll es im Schlosse klopfen.

Der zweite, oder der sogenannte Staufergeist, ist ein Licht, das bei Sturm und Regen, und besonders zur Herbstzeit, oft in entgegesetzter Richtung von Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach dem Läuten der Betglocke sieht man ihn, wie die dortigen Landleute zu sagen pflegen, am Hohenstaufen liegen und ein Feuer verbreiten, gleich einem angezündeten Backofen. Plötzlich erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, bald langsam, bald schnell über die Tannenbäume, geht links vorbei, bis an eine Stelle unter der Kirche auf dem Berge. Von da kehrt er auf demselben Wege zurück, und bleibt nach der Meinung des Landmanns bis zur Morgenglocke am Hohenstaufen liegen, wo er sodann wieder verschwindet.

Hans Wildenſteiner von Wildenfels *) war ein eifriger Hageſtolz, aber deßhalb gar kein Weiberfeind. Im Gegentheil koſete er nur gar zu gern und oft mit den Weibern und ſchönen Dirnen des Landes, nur mußte keine von ehelichen Verbindungen reden, ſonſt hatte das Koſen ein Ende. Eine ſeiner Dirnen, Sidonia hieß ſie, wußte ihn durch allerlei Ränke und Künſte doch zu beſchwichtigen, die alten eingewurzelten Vorurtheile gegen das eheliche Leben auszureden, und endlich dahin zu bringen, daß er ihr die Ehe verſprach. Dabei machte er ihr aber die beſondere Bedingung, daß, wenn ſie ihm ein Mädchen gebäre, dieß gleich aus der Burg geſchafft werden müſſe, und nie dürfe ſie von ihm verlangen, daß er es für ſein Kind anerkenne; für die Erhaltung und Pflege, ſo wie für deſſen Verſorgung wolle er aber ſorgen.

Die ſchlaue Sidonia dachte: kommt Zeit, kommt Rath, ging die Bedingung ein, und im Jahre 1406 wurde ſie ſein Weib.

Als ſie das erſtemal gebar, waren es Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen. Mit ihrer Zofe und der Hebamme ſchon längſt auf jeden Fall verbereitet, ließ ſie den Knaben gleich nach der Geburt heimlich wegbringen, und dem Vater nur das Mädchen zeigen. Gar lieblich war das Kind gebildet, ſo daß es der Vater ſelbſt freudig an ſein Herz drückte; aber dennoch wollte er nichts weiter von ihm wiſſen, und befahl es wegzubringen. Sidonia wußte indeſſen ihren barſchen Ehegemahl in der erſten

*) liegt im Amte Hippoltſtein im Königreiche Baiern.

Stunde noch umzustimmen. Ihren Liebkosungen, ihren Bitten konnte er nicht widerstehen; sein harter, starrer Sinn beugte sich unter das sanfte Scepter des Weibes, und er willigte endlich in ihr Begehren, daß das Mädchen auf der Burg bleiben und da erzogen werden dürfe. Aber sein origineller Charakter drückte sich doch in der hinzugefügten Bedingung aus: es solle nämlich in der ganzen Burg bekannt gemacht werden, daß dem Burgherrn ein Knäblein geboren sey; denn, fügte er hinzu, „ich will mir nicht den Spott meiner Freunde und Bekannten dadurch zuziehen, daß ich jetzt als wirklicher Ehemann nur ein Mädchen erzeugt hätte, da ich doch vorher so manchen tüchtigen männlichen Sprößling aufgestellt habe.“ Zofe und Amme mußten hierauf eidlich angeloben, nicht zu plaudern. Das Mädchen wurde nun als Knabe getauft, mit dem Namen Guido belegt, und mit Knabenkleidern angethan, so daß Niemand ohne genauere Untersuchung, vor der es auf alle Art geschützt wurde, den Betrug ahnen konnte.

Den wirklichen Knaben hatte die Mutter indessen zu einer frommen Frau der Gegend, die im Rufe der Heiligkeit stand, bringen lassen. Hier wurde er auch Guido getauft, und eine Köhlerfrau, der man glauben machte, das Kind sey im Walde gefunden worden, erzog ihn.

Durch diese dem Mutterherzen leicht verzeihliche List gewann Sidonia den Vortheil, daß ihr Mägdlein vom Vater nicht gehaßt, nicht verstoßen, vielmehr geliebt wurde. Und diese Liebe nahm zu, da es sich unbewußt ihrer Verhältnisse, im Knabenanzuge ganz zum Knaben

bildete, beim Eintritt der Jünglingsjahre Knabenbeschäftigung und Knabenspiele versuchte, sich nachher in den Waffen übte, und sich nach der damaligen Sitte die schönsten Ritter-Eigenschaften erwarb. Der Vater war so erfreut darüber, daß es ihm zuletzt ganz so war, als habe er einen Sohn; die alte Grille war vergessen, und er sah in seinem Guido sein Ebenbild. Ueberall mußte das männliche Mädchen ihn begleiten, auf Fehden und Kämpfen, und endlich schickte er sie sogar als jungen Ritter auf kleine Reisen.

Unterdessen wuchs auch der wirkliche Knabe Guido, der mit seiner Schwester die auffallendsten Zwillings-Aehnlichkeiten hatte, zum ritterlichen Jüngling heran. Bis in's vierzehnte Jahr mochte er bei seiner Pflegerin gelebt haben, als er sich einstens zu tief in den Wald hinein verirrte und den Rückweg nicht finden konnte. Da kam ein Ritter mit seinem Jagdgefolge durch das Dickicht gesprengt, einem wilden Eber nach. Der Ritter, Kuno von Pottenstein war es, stutzte, einen so lieblichen Knaben in der Wildniß anzutreffen, und sprach ihm freundlich zu. Guido antwortete dreist, freute sich über die schönen Pferde, über die schönen Kleider, was er hier alles zum erstenmale sah, und verlangte mitgenommen zu werden. Kuno gefiel das, und er nahm den Knaben mit auf seine Burg als Knappe. Zwar ließ er sogleich bei der frommen Mutter Guido's nachfragen, wer seine Eltern wären, aber er erfuhr auch nichts weiter, als das alte Mährchen, daß sie den Knaben einst im Walde gefunden.

Da er bei Kuno in guten Händen war, so ließ sie ihn gerne da, und Guido gefiel es wohl in seiner neuen Lage, die überaus viel Reize für ihn hatte. Er entwickelte sehr gute Eigenschaften des Herzens und Geistes, und nahm in allen ritterlichen Uebungen schnell zu.

Sidonia erfuhr alles das durch Guidos Pflegemutter wieder, und freute sich herzlich. Aber nun wünschte sie auch sehnlich eine schickliche Gelegenheit, wo sie ihren Gatten mit dem wirklichen Sohne und der Enthüllung der ganzen Geschichte überraschen könnte. Lange wollte sich jedoch diese nicht günstig genug finden.

Daß die auffallende Aehnlichkeit in Bildung und Gebärden, welche die Geschwister mit einander gemein hatten, manches sonderbare Ereigniß herbeiführte, wo immer Einer für den Andern gehalten wurde, Einer oft um des Andern willen, auf eine jede unbegreifliche Art, bald Leiden, bald Freuden genoß, weil Beide ihre Zwillings-Existenz nicht wußten, kann man sich leicht denken. Schade ist's, daß sie uns nicht aufbewahrt worden sind! Nur die Enthüllung des lang verwahrten Geheimnisses durch ein Ereigniß dieser Art weiß man.

Der Ritter Kuno hatte eine seiner Nichten, ein holdes, aber verwaistes Mädchen zu sich genommen. Beim ersten Erblicken regte sich in Guido's Busen eine zärtliche Empfindung für die schöne Agnes, und auch diese fand an Guido einen männlich schönen Jüngling. Kuno gewahrte diese Neigung gar bald und gern, denn Guido war sein Liebling geworden. Er wünschte aber zugleich, daß sie von Dauer seyn möchte. Um hierüber

Gewißheit zu erlangen, beſchloß er, ſie auf die Probe zu ſtellen. Zu dem Ende ſandte er Guido mit verſchiedenen Aufträgen nach Fulda, und ſagte dabei, daß er ihm nach acht Tagen ſelbſt folgen werde. Aber ſchon den Tag nach Guido's Abreiſe begab er ſich mit ſeiner Nichte nach Pottenſtein zu einem alten Vetter, dem Ulrich von Pottenſtein, der zur Feier ſeiner goldenen Hochzeit ein großes Feſt angeſtellt hatte. Da gab's nun mehrere Tage lang Vergnügungen aller Art; unter andern auch ein Stechen, wozu ſich aus der Nachbarſchaft viele Ritter eingefunden hatten. Als dieſes im beſten Gange war, ſiehe, da erblickten mit einem Male Ritter Kuno und die ſchöne Agnes ihren Guido auf der Stechbahn mitten unter den Kämpfenden, den ſie doch auf dem Wege nach Fulda wußten. Agnes beſonders wollte ihren Augen gar nicht trauen; aber er war es und mußte es ſeyn, denn mit welch' zärtlichem Blicke ſah er nicht oft zur ſchönen Agnes auf! Weder ſie noch Kuno ſtörten indeſſen die Luſtpartie, die noch einige Stunden lang dauerte, durch Nachforſchungen, und verſchwiegen ihre Entdeckung. Schon war der Abend ſtark herangedämmert, als das Stechen erſt zu Ende ging, und nun der Dank ausgetheilt werden ſollte. Da brachte man dem alten Pottenſtein die Nachricht, das ſchöne Fräulein Agnes ſey entführt, und vermuthlich von Guido, der auch ohne Abwarten des Danks, den er einigemal verdient hatte, verſchwunden ſey.

Kuno tobte und lärmte gewaltig ob dieſer Schande, und ſchwor dem Entführer den Tod. Alle ſeine Reiſigen

mußten aufsitzen, nach allen Weltgegenden eilen, die Flüchtigen einzufangen. Auch nach Fulda sandte er deren, um gewiß zu seyn, daß dieser Guido auch der rechte gewesen; denn er konnte sich dessen beinahe unmögliche Erscheinung bei der Lustpartie noch gar nicht enträthseln. Allein hier fand man den Knappen Guido, gefunden und aufgegriffen. Ihn brachte man auf Kuno's Burg, Agnes aber auf eine andere, wo sie sich vorerst erholen sollte.

Kuno erstaunte nicht wenig, als ihm der gefangene Guido zum Verhör vorgeführt wurde, und er in ihm einen fremden Menschen erblickte, der freilich viele Aehnlichkeit mit seinem Guido hatte. Und da er auf alle seine Fragen kurze, kräftige, Trotz verrathende Antworten erhielt, so wurde er so erbittert, daß er den Fremdling in engen Verwahrsam bringen ließ. Man nahm ihm seine Rittertracht ab — da löste sich das Räthsel, denn man entdeckte, daß man es mit einem weiblichen Guido zu thun habe. Kuno ließ sich das Mägdlein vorführen, und erhielt von ihr das Geständniß, daß die ganze Entführungsscene ein Scherz und eine kleine Züchtigung für den andern Guido habe seyn sollen, der ihr so oft im Wege, und für sie die Veranlassung zu vielfachen Mißverständnissen gewesen sey.

Nach einigen Tagen kam der männliche Guido von Fulda zurück. Die Aehnlichkeit Beider war auffallend und Allen räthselhaft. Hans von Wildenfels löste aber das Erstaunen, denn seine Hausfrau hatte ihm indessen Alles entdeckt. Die Freude, mit Einemmale

Vater

Vater zweier Kinder zu seyn, hatte plötzlich die frühere Abneigung gegen eine Tochter bei ihm vertilgt. Er drückte beide Kinder an seine väterliche Brust, bestätigte Beiden gleiche Rechte; erlaubte der Tochter, die er nun Siddi nannte, weibliche Kleidung zu tragen, und hörte nie auf, seiner Gattin für die Täuschung zu danken, die ihn zum glücklichen Vater machte; denn froh und heiter beschloß er seine Tage im Schooße seiner Familie.

In alten, alten Zeiten begegnete einst einem Edelmann, der sein Hauptgeschäft aus der Jagd machte, eine Frau mit einem großen verdeckten Korbe. Der Edelmann fragte sie: „was sie in dem Korbe trage?" Sie antwortete: „zwei Hunde, welche ersäuft werden sollen!" Der Edelmann sagte ihr, daß er die Hunde sehen, und da er ein großer Freund von Hunden sey, behalten wolle." Die Frau weigerte sich jedoch hartnäckig ihren Korb aufzudecken, weil es ihr bei harter Strafe untersagt sey. Endlich wollte der Edelmann Gewalt gebrauchen, da deckte die Frau zitternd ihren Korb auf, und — was fand man darin? Zwei neugeborne, schöne Knaben, die wahrscheinliche Frucht heimlicher, unerlaubter Liebe, die nun einer falschen Scham geopfert werden sollten. Der Edelmann ließ die beiden Knaben sogleich in seine Burg tragen, sorgte für ihre Erhaltung und Pflege, und nahm sie, da er kinderlos war, an Kindes Statt an. Ob er keine weitern Spuren ihres Ursprungs gehabt habe, darüber schweigt die Sage. Genug, er schickte zu einem benachbarten Gast-

lichen, und ließ ihn bitten, „zwei junge Hunde auf seiner Burg zu taufen.“ Dieser lehnte den Antrag mit Unwillen und Heftigkeit ab. Ein anderer Geistlicher machte es ebenso. Als er zu einem dritten schickte, vermuthete dieser sogleich eine andere und eigene Bewandtniß der Sache. Er versprach zu kommen, fand sich wirklich auf dem Schlosse des Edelmanns ein, und taufte die zwei schönen Knaben, die der Edelmann an Kindes Statt annahm, und welchen er den Namen „der Hunde“ beilegte. Von diesen beiden Knaben, die sich späterhin in allen ritterlichen Uebungen auszeichneten, und eine eigene Burg erbauten, stammt die noch blühende altadelige Familie derer „von Hund.“ So weit die alte Sage.

Ritter Brömser von Rüdesheim.

Als der heilige Bernhard zu Speyer predigte, ließ sich nebst vielen andern Edlen des Rheingaus, auch Hans Brömser von Rüdesheim mit demselben bezeichnen, und zog nach Palästina. Dort verrichtete er große Thaten durch die Tapferkeit seines Armes, und sein Name war hochgeehrt unter den Franken und sehr gefürchtet unter den Saracenen. In einem wilden, felsigten Thale hauste ein Drache, der sich dem christlichen Heere gar furchtbar machte, denn er erwürgte die Kriegsknechte, welche dahin geschickt wurden, Holz und Wasser zu holen, und zuletzt wollte sich Niemand mehr in die Nähe des Ungethüms wagen. Da setzte Brömser seinen Helm auf, nahm Schild und Schwert, und zog zum Lager des Drachen,

und tödtete ihn, als er eben aus seiner Höhle hervorkroch. Aber in diesem Augenblicke fiel ein Haufe von Ungläubigen, der im Hinterhalt gelauert hatte, über ihn her, und schleppte ihn als Gefangenen fort. Lange schmachtete er gefesselt in einem Kerker, und fern war jede Hoffnung der Erlösung. Da gelobte er eines Tages, so er wieder heimkehren würde an den schönen Rhein, seine einzige Tochter Gisela dem Himmel zu weihen, und ihr den Schleier zu geben. Bald darauf wurde der Ort, wo Brömser gefangen saß, von seinen Landsleuten eingenommen, und nun vertauschte er freudig die Waffen mit dem Stab und der Kürbisflasche, und pilgerte über Frankreich nach dem deutschen Lande. Ohne irgend einen widrigen Zufall stieg er zu Rüdesheim an's Land. Thränen netzten seine Wangen, als er seine Burg betrat, und seine Tochter mit dem Gesinde jubelnd entgegen kam, und er konnte nur mit einem Blick zum Himmel ausdrücken, was in seiner Seele vorging. Die schöne Gisela war während seiner dreijährigen Abwesenheit zur blühenden Jungfrau herangewachsen, und die Freude über die Heimkehr ihres Vaters hatte ihr ganzes Wesen verklärt. Aber wie von der Hand des Todes berührt, erstarrte das junge Leben in ihrer warmen Brust, da jetzt der alte Brömser seines Gelübdes erwähnte.

Gisela hatte ihr Herz seit einigen Monaten an einen jungen Ritter aus der Nachbarschaft verschenkt, der ihrer Liebe vollkommen werth war. Darum hatte sie auch gehofft, ihr Vater werde ihre Wahl billigen. Sie warf sich zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee,

und flehte mit Worten und Thränen. Ihrer Liebe wolle sie entsagen, nur möge er sie nicht verstoßen aus dem Hause, in welchem sie geboren worden. Treulich wolle sie sein Alter pflegen, und seine trüben Stunden zu erheitern suchen. — Sie erinnerte ihn an die Zeit, da er sie als Kind auf den Armen getragen, an ihre Mutter, deren Andenken ihm immer so theuer gewesen; aber Thränen und Worte konnten seinen starren Sinn nicht biegen. Er drohte, ihr zu fluchen und der Asche ihrer Mutter, wenn sie nicht gehorchen würde; da brach ihr Herz, ihre Sinnne verwirrten sich. — Sie sprang auf, öffnete die Thüre des Söllers, der über dem Rhein erbaut war; der Sturm heulte im Thal, furchtbar tos'ten die Wellen des Stromes — wie ein Gespenst rauschte hinter ihr her der Fluch ihres Vaters — sie wollte entrinnen und stürzte sich in den Abgrund. Bei Hatto's Thurm fand man des andern Morgens ihre Leiche.

Oft sieht der Schiffer noch in stiller Abendstunde ihren Schatten am alten Burggemäuer schweben, und hört ihren Klageton, der im Gesäusel des Windes zerfließt. Der alte Brömser härmte sich über den Tod seiner Tochter, und gelobte zur Lösung ihrer Seele eine Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieses Gelübdes wieder. Da weckte ihn einst um Mitternacht eine furchtbare Erscheinung; vor ihm stand der Drache, welchen er einst in Palästina getödtet, und sperrte den schrecklichen Rachen gegen ihn auf, und drohte ihn zu verschlingen. Aber plötzlich schwebte eine blasse, jugendliche Gestalt herab, die er für seine Gisela erkannte — bei ihrem Anblick entfernte sich das Ungethüm;

die Gestalt sah ihn wehmüthig an und verschwand. In diesem Augenblicke fielen die Sklavenketten, welche er in Palästina getragen, und zum Wahrzeichen mitgebracht, laut rasselnd von der Wand herab, er erwachte darüber, zitternd vor Angst. — In der Frühe desselben Tages kam einer seiner Knechte mit einem Marienbilde vom Felde nach Hause. Ein Ochse hatte es hervorgescharrt, und das Bild hatte um Hülfe gerufen. Jetzt machte Brömser sogleich Anstalten zur Erfüllung seines Gelübdes. Auf der Stelle, wo das Bild gefunden worden, ließ er eine Kirche erbauen und ein Kloster, und nannte es Noth Gottes. Noch zeigt man in der Kirche seine Sklavenketten und die Zunge des von ihm besiegten Drachen. —

In der Burg, welche jetzt der Frau von Coudenhoven gehört, erinnert noch Manches an jene alte Zeit. In der Kapelle hangen die Ahnenbilder, je Mann und Frau, dabei Namen, Jahrzahl, Wappen und Reime. — Hier sieht man auch die Hörner des Ochsen, welcher das Wunderbild aus der Furche gescharrt. — Das Schlafgemach ist mit allerlei Figuren bemalt, und das geräumige Ehebett mit Schnitzwerk verziert, und mit Vorstellungen aus dem alten Testament, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. Ueber dem Bett ist ein uraltes Schränkchen, und hin und wieder erblickt man verschiedenes Geräthe, Stühle, Fußschemel und dergleichen, Alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie damals auch die Menschen waren.

Die Jungfrau auf dem Lurlei *).

In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Lurlei um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmuthiger Stimme sang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zu Grunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichsam vom Leben abgelöst wurden, wie das zarte Leben der Blume sich im süßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendroth, und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihr Netz auswerfen sollten, und jedesmal, wenn sie den Rath der Jungfrau befolgten, thaten sie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo sie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und sein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen, und ließ sich stromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als

*) Lurlei, ein wunderbarer Fels, welcher die Schiffenden durch ihr Zurufen in's Verderben stürzte.

ſich das Fahrzeug dem Lurlei näherte. Seht ihr ſie dort, die verwünſchte Zauberin, denn das iſt ſie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte ſie aber bereits erblickt, wie ſie am Abhang des Felſenberges, nicht weit vom Strome ſaß, und einen Kranz für ihre goldenen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme, und war bald ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nöthigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und noch einige Schritte davon wollt' er an's Land ſpringen und die Jungfrau feſthalten; aber er nahm den Sprung zu kurz, und verſank in dem Strome, deſſen ſchäumende Wogen ſchauerlich über ihm zuſammenſchlugen.

Die Nachricht von dieſem traurigen Begebniß kam bald zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wuth zerriſſen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den ſtrengſten Befehl ertheilte, ihm die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer ſeiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen; doch bat er ſich's aus, die Hexe ohne weiteres in den Rhein ſtürzen zu dürfen, damit ſie ſich nicht vielleicht durch loſe Künſte wieder aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dieß zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umſtellte mit ſeinen Reiſigen den Berg in einem Halbkreiſe vom Rheine aus. Er ſelbſt nahm drei der Beherzteſten aus ſeiner Schaar, und ſtieg den Lurlei hinan. Die Jungfrau ſaß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernſtein in der Hand. Sie ſah die Männer von ferne kommen, und rief ihnen zu, was ſie hier ſuchten? Dich, Zauberin, antwortete der

Hauptmann, Du ſollſt einen Sprung in den Rhein dahinunter machen. Ei, ſagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bei dieſen Worten warf ſie die Bernſteinſchnur in den Strom hinab, und ſang mit ſchauerlichem Ton:

Vater, geſchwind, geſchwind,
Die weißen Roſſe ſchick' deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind!

Urplötzlich rauſchte ein Sturm daher; der Rhein erbrauſ'te, daß weit um Ufer und Höhen vom weißen Geſicht bedeckt wurden; zwei Wellen, welche faſt die Geſtalt von zwei weißen Roſſen hatten, flogen mit Blitzesſchnelle aus der Tiefe auf die Kuppel des Felſens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo ſie verſchwand.

Jetzt erſt erkannten der Hauptmann und ſeine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine ſey, und menſchliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück, und fanden dort mit Erſtaunen den todtgeglaubten Sohn, den eine Welle an's Ufer getragen hatte.

Die Lurleijungfrau ließ ſich von der Zeit an nicht wieder hören, ob ſie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberſchiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.

Rolandseck.

Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, streifte einst von Ingelheim den Rhein hinab, um die schönen Gegenden im Frühlingsschmuck zu sehen. Abends kam er auf eine Burg, wo er um Nachtlager bat, und mit treuherziger Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Der Burgherr schüttelte ihm freundlich die Hand, wie einem alten Bekannten, und seine Tochter holte alsbald Brod und Wein herbei, und füllte einen schönen, gläsernen Pokal, worauf das Wappen des Burgherrn gar künstlich in Farben zu sehen war. Als nun die Jungfrau vor ihm stand in aller Schönheit und Anmuth, und mit züchtigem Erröthen ihm den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar sonderbar, und seine Hand zitterte, indem er das Glas nahm, und über seine Wangen flog ein glühendes Roth. Da dachte er bei sich: das ist dir nie vor dem Feinde geschehen, und selbst unter den Säbeln der Saracenen nicht, und schnell ermannte er sich wieder, und wußte dem Burgherrn auf Alles recht gut Bescheid zu geben. Aber die ganze Nacht durch stand das Bild der Jungfrau vor ihm, und er schlief nur wenige Stunden. Des Morgens beim Abschied fragte ihn der Burgherr nach seinem Namen. Roland schämte sich fast ihn zu sagen, denn es war damit gar großer Ruhm verbunden, und das Volk sang viele Lieder von seinen Thaten. Der alte Ritter war höchlich erfreuet, einen solchen Gast bei sich zu haben, und bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. Die sittsame Hildegunde sagte kein Wörtlein dazu, aber man merkte ihr's ansehen, daß ihr der Fremde nicht ungelegen war.

Roland blieb gerne, und seiner Liebe wuchsen die Schwingen so schnell, daß sie muthig wurde. Bald gab es auch eine günstige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten, und fand dort die Jungfrau, wie sie unter einem Apfelbaume saß, die Hände gefaltet, als ob sie betete. Ein frommer, freundliches Traum mußte in ihrer Seele seyn, das sah man an der Huld ihres Mundes und an der Sinnigkeit ihrer Gebärdung.

Roland ging auf sie zu, und wußte nicht recht ein Gespräch anzuknüpfen. Die schöne Hildegunde sah eine Rosenknospe am Boden liegen, und hob sie auf. Roland bat sie darum. Bis jetzt, sagte er, schmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und Tugend ihrer Fräulein sprechen, muß ich die Augen niederschlagen und schweigen.

Die Jungfrau erröthete, schaute ihn an, überrascht und ergriffen. Sie machte eine Bewegnng mit der Hand, als wollte sie ihm die Rose geben, ließ aber schnell den Arm wieder sinken. Roland's Auge flehte so innig und doch so bescheiden, daß sie ihm die Rose darreichte, mit den Worten: das Schöne vergeht schnell.

Roland wagte es jetzt, von seiner Liebe zu reden, und Hildegunde gestand ihm, mehr mit Blicken, als mit Worten, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Sie gelobten sich ewige Treue, und Roland versprach, gleich nach dem bevorstehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren, und sie heimzuführen als seine Hausfrau.

Der Abschied der Liebenden war still und schmerzlich. Sie schieden mit einem Händedruck, und was sie hätten sagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in tiefer Zurückgezogenheit, und harrte täglich auf Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er sich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rheine fuhren, sangen seine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verflossen, und die Nachricht von einem Frieden verbreitete sich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß, und bat um Herberg. Er hatte in Karl's Heerzuge gedient, und Hildegunde erkundigte sich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden.

Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen, und hatte auch keine Thränen.

Im stummen Schmerz saß sie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmahl. Nach acht Tagen bat sie ihren Vater, den Schleier nehmen zu dürfen, und ging in das Kloster auf dem Frauenwörth. Der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, war ein Verwandter ihres Hauses, und gestattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen, und nach drei Monaten schon das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um sie als Braut heimzuführen. Er war für todt auf der Wahlstadt liegen geblieben, aber doch wieder zu sich gekommen und durch sorgsame Pflege seiner Wunden genesen.

Als er hörte, was vergegangen war, warf er seine Waffen von sich, und ließ eine Klause bauen auf den

Felsen, der seitdem Rolandseck heißt, an dessen Fuß der Frauenwörth im Rhein liegt. Da saß er nun Tage lang vor der Thüre seiner Einsiedelei, und sah herab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, stand er vom Lager auf und ging hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme unterscheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein einsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sey Hildegunde, die für ihn bete.

Zwei Jahre gingen so vorüber, und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbstmorgen schaute er herab auf das Kloster, wie gewöhnlich, und sah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüsterte: es ist für Hildegunden. Er schickte einen Boten in das Kloster, und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt, und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebendigen von den Todten. Der Schmerz überwältigte sein Leben, und man fand ihn vor seiner Klause sitzen, starr und todt, und die Augen nach dem Kloster gewendet.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei

Weiſe geneckt und geängſtigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorſchein.

Vor mehreren Jahren begab ſich's, daß drei kecke, junge Geſellen in der Rheingegend luſtreiſten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorrich hörten ſie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entſchluß, daſſelbe zu beſuchen. Muthig arbeiteten ſie ſich durch die Wildniß, und gelangten nach einer halben Stunde zu einer ungeheuern Felſenmaſſe, welche faſt die Geſtalt eines Schloſſes hatte. Auch waren oben ſchmale, ſpitz zulaufende Fenſter eingehauen, wie die Fenſter eines Doms. Aus einem der Fenſter ſchauten neben und über einander drei wunderſchöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes Pſt! zu, und dieſe ſagten unter einander: das ſieht nicht ſo grauſig aus, wie man uns geſagt hat. Die ſchönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf und ihnen die Zeit verkürzen. — Der Fels hatte zur Seite eine ſchmale Thüre. Die drei Geſellen gingen hinein, und kamen durch einen langen, dunkeln Gang an eine Treppe. Dieſe führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finſterniß war hier ſo groß, daß man die Hand vor den Augen nicht ſehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wanderer an eine Thüre, und öffnete ſie. Ein Glanz von tauſend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Geſicht. Sie befanden ſich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt

waren. Zwiſchen den Spiegeln flimmerten auf unzähligen Leuchtern brennende Kerzen.

„Seyd uns willkommen," riefen die drei Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen; aber die Geſellen befanden ſich in großer Verlegenheit, denn ſtatt der drei ſahen ſie mehr als hundert ſchöne Mädchengeſtalten; aus jedem Spiegel ſchauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit.

Jetzt öffnete ſich in einer Niſche der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgeſtalteter Greis trat heraus, im ſchwarzem Gewand und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und ſagte: Ihr ſeyd wohl gekommen, meine Töchtern zu freien. Ich will nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von Euch tauſend Pfund Goldes zur Ausſteuer geben.

Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was ſie denken oder ſagen ſollten.

Nun ſo nehme ein jeder die Seinige, rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und ſagte: Ich will's euch bequemer machen. Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Geſellen um's Herz ſeyn mochte, ſo ſiegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und ſie entbrannten alle drei in verderblicher Gluth zu den Töchtern des Alten. — Ich erlaube euch eure Bräute zu küſſen, ſagte

dieſer. Sie ließen ſich das nicht zweimal ſagen, aber die Küſſe bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. Jetzt müßt ihr aber auch eine Probe eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchtern haben ſeit geſtern Abend ihre drei Lieblingsthiere verloren; das eine iſt ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elſter. Wahrſcheinlich ſitzen ſie draußen im Walde. Ihr mögt ſie daran kennen, daß der Staar ein Räthſel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elſter aber die Geſchichte ihrer Großmutter erzählt, ſobald ſie darum gefragt wird. — Geht nun ihr wackern Freier, und holt die lieben Thierchen, die fromm ſind und ſich gerne fangen laſſen.

Die drei Geſellen thaten nach den Worten des Greiſes. Ohngefähr eine Viertelſtunde von der Felſenburg fanden ſie die drei Vögel neben einander auf dem Aſt einer abgeſtorbenen Eiche ſitzen.

Staarmatz, ſag' uns dein Räthſel, rief einer der Geſellen.

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und ſagte:

Sprich, was ſitzt dir im Geſicht,
Und du ſiehſt's im Spiegel nicht?

Rabe, Rabe, ſing dein Liedlein, rief der zweite: der Rabe ſang mit etwas heiſerm Ton:

Einſt in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein.
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder heim in's Vaterland,
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sey doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratnen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer seyn.

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls herabflatterte, und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte.

Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von deiner Großmutter, rief der dritte.

Die Elster warf sich in die Brust, und erzählte:

Meine Großmutter war eine Elster, und legte Eier, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, lebte sie noch.

Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige, und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu, welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten.

Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den [illegible]en Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Nischen standen drei Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. Ach, unsere lieben Freier, krähten

sie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durch einander zu schnattern und zu klappern an; der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein, und die Elster erzählte die Geschichte ihrer Großmutter. Kurz es war ein Gequick und ein Gepiep, daß Niemand ein Wörtchen verstehen konnte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt ihren Auserwählten beim Arm, und führte ihn an einen der drei Tische, und sprach ihm von den goldenen Tagen, die sie mit einander verleben wollten auf der Felsenburg. Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst; doch ließ sich ein jeder einen Becher köstlichen Weines aufnöthigen, und kaum hatten sie diesen geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüp am Fuß einer wild zerrissenen Felsenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und sich in's Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte „Bst, bst" herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen da die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied, und der Staar sagte sein Räthsel, und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld und Menschen vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüber-

ging: Guter Freund, kannst du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?

Wenn Ihr mir s nicht übel nehmen wollt, antwortete der Bauer, so deut' ich Euch den Scherz. Das Räthsel des Staars geht auf eine Nase, wie sie wohl mancher schon bekommen hat, die aber zum Glück Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elsier erzählt Eure Geschichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen werden.

Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie auf ein „Bst" zu hören, auch wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.

Der Drachenfels.

Unter den Siebenbergen hebt sich der Drachenfels mit seinen Ruinen am keckſten vom Rhein empor. In uralter Zeit, so erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwiesen, und ihm Menschenopfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand sich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Christin. Sie war von hoher Schönheit, und zwei Anführer stritten sich um ihren Besitz. Da entschieden die Aeltesten, daß sie dem Drachen vorgeworfen werden sollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entstände.

In weißem Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinaufgeführt, und in der Nähe der Felsenhöhle, wo das Unthier lag, um den Leib an einen Baum gebunden, neben welchem ein Stein statt des Altars stand. Vieles Volk hatte sich in einiger Entfernung versammelt, dem Schauspiel zuzusehen; aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten. Die Jungfrau stand ruhig, und schaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne stieg jetzt hinter den Bergen auf, und warf ihre ersten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es seinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erschrack nicht — sie zog aus dem Busen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieser bebte zurück, und mit fürchterlichem Gezisch stürzte er sich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu sehen.

Da trat das Volk von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu, und löste die Bande der Jungfrau, und sah mit Erstaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung desselben, und alle fielen zur Erde, und baten sie, zu den Ihrigen zurückzukehren, und ihnen einen Priester zu schicken, der sie unterweisen und taufen möge. So kam das Christenthum in diese Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen gestanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

Güißenburg *).

Zur Zeit, als Güißenburg zerstört wurde, im Jahr 1448, hatte der Burgherr zwei schöne Töchtern, die wurden geliebt von zwei stattlichen Jünglingen auf einer benachbarten Burg, und liebten wieder. Aber der Eltern Einwilligung zum engern Freundschaftsbunde war nicht zu erlangen, wurde immer weiter verschoben. Selten durften die liebenden Paare sich sehen, und nur aus den Fenstern der väterlichen Burg blieb es ihnen unverwehrt, sich in weitere Ferne zu begrüßen.

Da geschah es, daß Güißenburg am Johannistage von den Ulmern überfallen und mit Feuer zerstört ward. Kaum sahen die liebenden Jünglinge von ihrer Burg den Rauch und Feuersäulen aufsteigen, als sie sich auf ihre Rosse warfen, und herübereilten zur Hülfe. Kühn fochten sie mit gegen den gewaltigen Feind, wollten eindringen, ihr Liebstes zu retten, aber sehr groß war die Schaar des feindlichen Heeres. Sie fielen beide unter den Streichen der Ulmer. Zertreten wurden ihre Leiber vom Rossesfuß, und zu Asche verwandelt von den Flammen.

Entflohen waren längst aus der Burg die zarten Fräulein. Auf dem Felsenhügl, in der Nähe der Burg, sahen sie wimmernd und klagend dem schrecklichen Schauspiele zu, hörten die Stimmen ihrer Freunde, bangten und zitterten für ihr Leben, denn sie sahen, wie sie kämpften und würgten, bis — ach! sie beide sinkend

*) Güißenburg, im Königreich Würtemberg, Oberamts Heidenheim auf einem anmuthigen, felsigen Berge.

unter Schwertstreichen erlagen. Da sanken auch sie, und nie erblickten ihre schönen Augen das Sonnenlicht wieder.

Kommt nun Johannistag heran, so öffnen sich um Mitternacht ihre Gräber. Sie richten sich auf, die Schattengestalten wandeln um die Trümmer Hüssenburgs herum, suchen die Gräber der schönen Jünglinge, suchen und suchen und jammern, daß es im Thale kläglich wiederhallt, denn sie finden sie nicht. Und sind sie nun gewandelt bis zum Hahnengeschrei, so sieht man zwei Flämmchen zuckend verlöschen, und die bleichen Gestalten verschwinden, bis Johannistag wiederkehrt, und sie von neuem ruft zum Wandeln in grausiger Nacht.

Hartenberg *).

Einer der ältesten Grafen auf der Burg Hartenberg hatte ein einziges, wunderschönes Fräulein zur Tochter gehabt. Viele Grafen und Edle, nahe und ferne, hätten erfolglos um die Hand des Fräuleins geworben, keiner Gehör bei dem alten Grafen finden können. Da sey einmal bei schon einbrechender Abenddämmerung die Ankunft eines stattlichen Ritters auf dem Schlosse gemeldet worden. Der fremde Rittersmann hätte auch bei dem Grafen um das zarte Fräulein geworben. Sein einnehmendes, gefälliges

---

*) Es lag unweit der jetzt Gotha und Meiningen gemeinschaftlich gehörenden Stadt Römhild, gegen Osten auf einer zwischen beiden Gleichbergen befindlichen Anhöhe.

Betragen habe den Beifall des Grafen erhalten, und der Glanz seines Anzuges und seines Gefolges hätten die Augen des alten Vaters verblendet, so, daß er endlich seine Einwilligung zur Vermählung des Fremdlings mit seiner Tochter gegeben, wenn letztere ihn zum Gemahl begehren sollte. Den scharfen Blicken des Fräuleins, der man den Ritter vorgestellt, habe sich nun alsbald die vermummte Gestalt des Fremdlings entdeckt. Mit Schaudern und Entsetzen habe sie statt Menschenfüße, Bocksfüße und andere Kennzeichen des wahrhaftigen Teufels an ihm wahrgenommen. Furcht vor dessen Rache wegen einer alsbaldigen abschlägigen Erklärung, und auf der andern Seite Achtung für den erklärten Willen ihres Vaters, hätten sie aber dennoch vermocht, dem Unhold ihre Hand zu versichern, jedoch unter der einzigen Bedingung, deren unmögliche Erfüllung sie vorauszusehen glaubte.

Es solle nämlich der Brautwerber gehalten seyn, noch in derselben Nacht, ehe der Hahn den Morgen verkünden werde, um die schon befestigte Burg Hartenberg eine zweite Ringmauer aufzuführen, dafern dieß aber nicht gelingen würde, der Hand des Fräuleins verlustig werden.

Der verkappte Gast willigte auch in diesen Vorbehalt. In bangen Erwartungen brachte das Fräulein die bald eintretende Nacht hin, und schauerliches Getöse von außen her verkündigten leider allzubald, daß der Unhold wahr machen werde, was er gesagt hatte, und schon meldete das Kammermädchen der jungen Gräfin, wie die Mauer bis auf ein kleines Stück aufgerichtet sey, und Tausende von Gehülfen beschäftigt wären, das Werk zu vollenden.

In demſelben Augenblick wurde jedoch die letzte Bürde von Ruinen durch luſtige Geſellen über die Höhen bei Themar gebracht, als eben in dem im Thale liegenden Dorfe Lengfeld der Hahn zum erſten Mal gekräht, und den Morgen begrüßt haben ſoll, wo dann dieſe Bürde, noch jetzt unter dem Namen Feldſtein bekannt, zur Erde geſtürzt, und die faſt vollendete Mauer um Hartenberg bald in Trümmer zerfallen. — So wäre denn das ſchöne Fräulein aus den Klauen des Teufels gerettet worden.

Askanienburg *).

In einem engen, kleinen Thale am Fuße des Berges Askanienburg von vielen Mühlen belebt, war einmal ein armer Beſitzer derſelben. Gab er ſich auch die größte Mühe vorwärts zu kommen, ſparte und arbeitete er auch, wo er nur konnte, und vom Morgen bis zum Abend — es wollte ihm doch nicht gelingen, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und drückende Schulden, die auf dem Grundſtücke laſteten, abzuwälzen. Kaum hatte er von ſeinem Geſchäft kärgliches Brod für eine zahlreiche Familie, und dabei ſchon ſeit vielen Jahren die betrübende Ausſicht, daß das baufällige Haus einſtürzen, und er, außer Stande, es neu aufzubauen, ein Bettler ſeyn werde.

*) Die Trümmer Askanienburg, Wolfsberg genannt, liegen bei dem preußiſchen Städtchen Aſchersleben.

Im Lohne des armen Müllers ſtand ein Dienſtmädchen, das auf dem Boden des alten Hauſes in einem engen Kämmerlein ſchlief. Dieß erwachte einſt um Mitternacht, als eben der volle Mond hereinſchien. Sie meinte, der Tag ſey ſchon angebrochen, ſie habe die Zeit verſchlafen, und da erſchrack ſie heftig, kleidete ſich ſchnell an und eilte hinab zur Küche, Feuer anzumachen. Sie pickte und pickte, aber umſonſt, Zunder und Stein verſagten den Dienſt. Aengſtlich ſah ſie umher, wie ſie es anfangen ſolle, Feuer zu erhalten. Da fiel ihr Blick durch das Küchenfenſter hinaus, und drüben an der Bergwand des Thales ſah ſie einen Klumpen glühender Kohlen. Zwar erſchrack ſie nicht wenig, an einem ſo ungewöhnlichen Orte Feuer zu entdecken, glaubte auch, ſich zu täuſchen, rieb ſich die Augen, aber es blieb dabei, ein Haufen Kohlen glühte draußen am Berge.

Nun, dachte ſie, ſo kann ich mir ja die Kohlen zum Feueranmachen holen.

Sie ergriff eine Schaufel nebſt irdenem Topf, öffnete leiſe die Hausthüre, ging über den ſchmalen Steg, der über das Waſſer führte, aber — wie ward ihr! Männer mit ſeltſamen Geſichtszügen, in einer längſt veralteten Tracht, lagerten ſchweigend und unbeweglich um den Kohlenhaufen. Sie ſtand ein Weilchen ſtill, betrachtend die ſeltſame Erſcheinung, meinte, ſie träume wohl, doch ſagte ihr der klare Vollmond und das rauſchende Waſſer zu deutlich, daß ſie wache. Zwar nicht furchtſam von Natur, hielt ſie doch für gut, wieder zurückzugehen und ihren Herrn zu erwecken, denn die Männer konnten

nichts

nichts anderes als Böſewichter ſeyn, die ſchlechte Abſichten hätten. Indem ſie eben gehen wollte, gab eine der Geſtalten durch Gebärden und Zeichen ihr zu verſtehen, daß ſie ſich nähern und nehmen möchte. Da faßte ſie ſich ein Herz, ging hinzu, füllte hurtig den Topf mit Kohlen, und eilte, doch mit hohem Herzklopfen, zurück, froh, daß ſie Feuer hatte.

Kaum hatte ſie die hochglühenden Kohlen auf den Herd geſchüttet und Holz zum Auflegen ergriffen, als ſie im Nu verloſchen. Verwundert und ärgerlich blies und blies ſie, aber umſonſt, die Kohlen waren erloſchen und blieben erloſchen. Was war zu thun? Nochmals eilte ſie mit Topf und Schaufel hinaus, neue zu holen. Die Männer lagen noch immer in der vorigen Stellung. Sie lagen unbeweglich und hinderten nicht, daß das Mädchen den Topf wieder füllte. Schon dreiſter, ſuchte ſie jetzt die größten und glühendſten heraus, und eilte zurück in ihre Küche. Aber kaum lagen die Kohlen auf dem Herde, als auch dieſe, ebenſo ſchnell, wie die erſtern, wieder erloſchen. Mehr erſtaunt als ärgerlich ſtarrte ſie die todten Kohlen an, und eine leiſe Ahnung, daß der Böſe hierbei ſein Spiel habe, regte ſich in ihrer Bruſt. Unſchlüſſig, was ſie thun ſolle, trieb ſie doch die Furcht vor ihrem Brodherrn zum dritten Male hinaus, doch feſt entſchloſſen, zum vierten Male den Weg nicht zu machen. Furchtlos nahte ſie der Männergruppe, füllte den Topf wieder aus der Mitte des glühendſten Haufens, hatte ſich aber kaum umgedreht zu gehen, als mit drohender Stimme gerufen wurde:

„Nun nichts mehr!“

Schrecken und Angſt ergriffen ſie. Zitternd ſtürzte ſie der Mühle zu, warf den Topf auf den Herd, die Kohlen erloſchen, und bebend ſtand das arme Mädchen da, und fühlte einen eiskalten Schauder durch alle Glieder. Scheu blickte ſie durch's Fenſter nach der Geiſtergruppe, die noch immer unbeweglich vor ihr ſtand. Da ſchlug die Thurmuhr in der Stadt eins, zwei und bis zwölf. Und wie der zwölfte Schlag ertönte — weg war das hellglühende Kohlenfeuer, weg die furchtbaren Geſtalten, nichts war mehr zu ſehen.

Von den Schrecken der Geiſterwelt ergriffen, eilte ſie aus der Küche auf ihr Kämmerlein, und verbarg ſich tief in die Federkiſſen. Ein Fieberfroſt ſchüttelte ſie lange, bis ſie endlich von der ungewöhnlichen Spannung ermattet, einſchlief.

Zuerſt am andern Morgen erwachte der Müller. Verwundert, daß noch Niemand im Hauſe munter ſey, ging er zur Küche, zu ſehen, ob das Mädchen hier wäre. Aber wie erſtaunte er, als beim Eintritt ihm vom Herde her ein gelber, lichter Schein entgegenblinkte. Er meinte, der Schlaf ſey ihm noch in den Augen, rieb ſie ſich, aber es blieb dabei. Hellgelb wie Gold ſah alles aus. Er trat hinzu, und — was ſieht er vor ſich! — aufgehäufte Goldſtücke, blank, wie eben gemünzt.

„Daß Gott, was ſeh ich!“ rief er laut aus, „die Hände emporhebend. Er nahm ein Stück auf, warf es wieder hin, und hell wie Gold iſt's! ich glücklicher Mann! da wäre ja mein Jammer und Elend zu Ende!“ Thränen drangen aus ſeinen Augen; er ſank am Herde nieder und

betete. Indem trat das Mädchen zur Küche herein. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, und zugleich ihm. Sie glaubte, ihr Herr sey einer der geisterartigen Männer, und erschrack ob der nicht erwarteten Ueberraschung.

„Ach, seyd Ihr's, Herr! ich dachte, es wäre einer von den schwarzen Männern."

„Was für schwarze Männer?" fragte der Müller. Und nun erzählte das Mädchen ihm alles, was in der Nacht ihr begegnete. Während dem waren die andern Glieder der Müllers-Familie hinzugekommen, hörten staunend, was das Mädchen sprach, und eine von Furcht begleitete Freude über das glückliche Ereigniß, an das man aber doch keinen recht festen Glauben haben konnte, bemächtigte sich Aller. Doch das Gold lag vor ihnen, und war und blieb Gold. Nun begann ein edler Wettstreit. Der Müller erklärte, daß der Schatz nicht ihm, sondern dem Mädchen gehöre. Das Mädchen weigerte sich dessen, und meinte, ein kleiner Theil davon sey genug für sie. Hin und her gingen die Reden, kein Theil wollte nachgeben. Da trat der Sohn des Müllers hinzu. „Vater," sprach er, „laßt mich den Streit schlichten. Ich bin dem Mädchen schon lange gut. Laßt mich sie ehelichen, laßt uns bei euch wohnen, und zusammen genießen, was das Glück uns zuwarf." Da fiel der Vater dem Sohn um den Hals, weinte Thränen der Freude, legte die Hände der Liebenden in einander, und bald darauf war große Hochzeit in der kleinen Mühle, die das folgende Jahr groß und stattlich aufgebaut wurde, wie sie noch zu sehen ist.

Kinsberg *).

Unter den Bewohnern der Burg Kinsberg ging die Sage: es lasse sich in einem Zimmer der Burg zuweilen eine schwarze Gluckhenne des Nachts sehen, die aus dem Ofen des Zimmers von goldgelben Küchlein begleitet komme. Der Burgherr hatte nie etwas davon gesehen, glaubte es auch nicht, vermied es aber doch, Jemanden in dem Zimmer übernachten zu lassen.

Einst kam ein fremder Ritter zur Burg, als es schon dämmerte, und forderte für sich, seinen Knappen und zwei Rosse Nachtlager, und da er sich als Freund des Burgherrn erklärte, indem er den Namen Hermann von Reichenbach nannte, wurde ihm das Thor geöffnet, und freundlicher Empfang und Bewirthung fehlten dem Ermüdeten nicht; der Burgherr aber befahl, den Fremden jenes Zimmer einzuräumen, welches der Glaube der Diener für den Sitz eines gespenstigen Geistes erklärte.

Nachdem die Herrschaft Abendbrod genossen, wurde dem fremden Gaste und seinem Knappen die Schlafstube angewiesen; zwei reinliche Betten standen einander gegenüber; dazwischen ein Tisch und zwei Stühle. Eine Lampe blieb auf dem Tische zur Nachtbeleuchtung stehen, als die Hausknappen die Fremden allein gelassen, und erhellte nur matt das Zimmer. Ritter und Knappe eilten bald zur Ruhe, denn sie wollten am andern Morgen zeitig

*) Zwei Meilen von Schweidnitz in Niederschlesien liegen die Reste der Burg Kinsberg.

weiter reisen. Aber schon mit Tagesanbruch ließ der Fremde dem Burgherrn melden: er sey gesonnen abzureisen. Nur die dringende Bitte des Burgherrn, zu weilen, bis das Morgenmahl bereitet, konnte ihn vom augenblicklichen Abreisen zurückhalten.

Als sich der Burgherr angekleidet hatte, rief man den Fremden zum Frühstück. Dieser trat mit etwas verstörtem Blick und von nächtlicher Unruhe abgespanntem Antlitz zu seinem Wirthe, und sie begrüßten sich beiderseits mit einem guten Morgen. Aber dem Ritter von Kinsberg entging nicht die auffallende Veränderung seines Gastes, und besorgt fragte er ihn: ob er auch gut geschlafen habe? Der Fremde zuckte mit den Achseln, und erwiederte: „Nicht viel habe ich schlafen können." — „Und wer wagte es, Euch zu stören!" rief der Burgherr, mit einem erzürnten Blick auf die im Tafelzimmer versammelten Knappen.

„Nicht Eure lebenden Hausgenossen" — erwiederte der Fremde — „sondern eine andere, geistige Gewalt. Hört meine Ereignisse in dieser Nacht. Als wir, ich und mein Knappe, uns gestern Abend zur Ruhe begaben, war ich bald eingeschlummert, und mochte wohl eine gute Stunde geschlafen haben, als ich plötzlich, ich weiß nicht wodurch, erweckt wurde. Aufblickend sah ich, daß die Lampe noch gut brannte; die Thurmuhr schlug eben eilf. Ein kleines Geräusch zog meine Aufmerksamkeit auf sich; ich richtete mich im Bette empor, und wendete meinen Blick auf die Stelle, wo das Geräusch herzukommen schien. In dem Augenblicke kam eine schwarze Gluckhenne

unter dem Ofen hervor, begleitet von einigen Küchlein. Sie ging mit ihnen in die Mitte des Zimmers, gluckte und scharrte dort, sträubte sich dann, krächzte, als wenn ein Raubthier ihr nahe wäre, und schlug mit ihren Flügeln so stark, daß die auf dem Tische stehende Lampe flackerte und zu verlöschen drohte. Darauf durchwandelte sie das ganze Zimmer und kam endlich auch vor mein Bette; da flatterte sie hoch auf, und die Lampe erlosch. Beim schwachen Schimmer des Mondes, der durch die Fenster dämmerte, bemerkte ich, daß sie nach einer Weile wieder emporflatterte, und jetzt brannte die Lampe von Neuem wieder hell. Darauf sich beruhigend, kehrte sie wieder um, pickte auf den Fußboden, die Küchlein versammelten sich um sie her, und hinter dem Ofen verschwand die Gluckhenne mit ihrer kleinen Brut. Zweifelnd, ob ich ein wahres Ereigniß gesehen, oder ob eine Erscheinung mich getäuscht, stand ich nach einer Weile, als ich mich vom ersten Erstaunen erholt, auf, nahm die Lampe, untersuchte den Ort, aber keine Spur eines Hühnernestes, keine Glucke, kein Küchlein war zu finden. Mein Knappe hatte nichts davon gehört und gesehen, denn er schlief so fest, daß ich ihn einigemal rufen mußte, als ich aufgestanden. Ein Grauen hatte mich ergriffen, und wenn auch alles in dem übrigen Theile der Nacht stille blieb, konnte ich doch keine Ruhe erlangen, und so unbedeutend auch die ganze Erscheinung war, so schien, meinem Gefühle nach, etwas Grausendes dahinter verborgen. So stehe ich früher vor Euch zur Reise gerüstet, als ich erst gewollt; lebt wohl, habt Dank für Aufnahme und Bewirthung, und gedenkt

nicht weiter der Geisterseherei eines Fremden.“ Der Ritter reiſete ab, und man ließ ihn in Frieden ziehen.

Aber lauter wurde nun das Geſchrei von der Henne und ihren Küchlein; alle greiſige Knappen erzählten von dem, was ſie früher gehört, und länger konnte der Burgherr an dem nun nicht mehr zweifeln, was er dem Hausgeſinde früher nicht hatte glauben wollen, und was nun ein Fremder ihm beſtätigt hatte. Auch der Burgpfaffe ſelbſt meinte, es ſey ein Gott wohlgefälliges Werk, zu unterſuchen, was ſo wunderbare Anzeichen bedeuteten.

Da befahl der Burgherr, den Ofen wegzureißen, und unter ihm fand man ein etwas erhabenes Gemach; als dieß geöffnet ward, entdeckte man in demſelben ein Käſtchen, welches, erbrochen, die Gerippe zweier kleiner längſt ſchon verweſeten Kinder enthielt.

Der Burgpfaffe erholte ſich Raths in ſeinem Kloſter, dem benachbarten Graſſau, und der Abt befahl, die Ueberreſte mit ſtiller Feierlichkeit in geweihtem Boden beizuſetzen. Wer ſie dahin unter den Ofen gebracht, und eine wahrſcheinliche Greuelthat verübt hatte, dieß iſt nie an das Licht gekommen, keine Vermuthung leitete darauf, und im tiefem Geheimniß muß die That vollbracht worden ſeyn; aber nie hat ſich auch nachher wieder die Glucksenne ſehen laſſen, die man wohl für die unglückliche Mutter der früh gemordeten kleinen Kinder, die ſie als goldgelbe Küchlein begleiteten, halten möchte.

Die große Forelle im Eselsbrunnen.

Der Eselsbrunn liegt achthundert Schritte von der Burg Kinsberg entfernt. Als die Burg noch von der Herrschaft bewohnt war, wurde immer ein Esel dazu bestimmt, der das Wasser hinauftragen mußte; ein Wächter begleitete ihn, um das Wasser in Fässer zu füllen, die mit eisernen Haken an dem hölzernen Sattel befestigt waren. So mußte das Thier auf seinem Rücken das Wasser zur Burg tragen, daher der Name Eselsbrunnen.

In diesen Eselsbrunnen hatte einer der früheren Burgherren eine große Forelle setzen lassen, um durch sie das Wasser rein und klar zu erhalten. „Steht auch meine Forelle noch?“ fragte er zuweilen den Eselstreiber. „O ja! gnädiger Herr, ich sehe sie allemal, wenn ich Wasser hole,“ erwiederte dieser. „Nun so gieb nur Acht, daß sie mir nicht entwendet wird,“ entgegnete der Herr.

In einer mondhellen Nacht stand der Burgherr einst im obern Saale, und schaute am Schloßberge hin, da sah er einen Menschen beschäftigt, den Brunnen auszuschöpfen. Der Burgherr nahm sein Sprachrohr, und rief mit vernehmlicher Stimme in dasselbe hinein:

„Laß die Forelle stehn,
Sonst ist der Strang dein Lohn!“

Aber der Fischer ließ sich nicht stören, der Brunnen war ausgeschöpft, und der Dieb eilte flüchtig mit der Forelle in seine Hütte, und ließ sie sich wohlschmecken.

Der

Der Burgherr hatte ihn, obgleich er nicht fürchtete, er seiner Warnung so wenig Gehör geben würde, t aus den Augen verloren, und der helle Schein des ndes ließ ihn bis zur Hütte verfolgen, wohin derselbe seinem Fange zurückkehrte. Als am Morgen der sserschöpfer zum Brunnen kam, fand er die Forelle t mehr, und meldete eilig dem Herrn diesen Verlust. entbrannte der Burgherr im Zorne, ließ den Mann en, welcher in jener Hütte wohnte, in welche sich der her am Brunnen zurückgezogen hatte, und da dieser That eingestand, wurde schon am andern Tage der rellendieb auf der Galgenbühne gehenkt.

Adelheide und die weiße Frau.

Einst wurde ein großes Fest auf dem Kinsberg gefeiert; nter und lustig waren die Gäste, die Ritter versammelt dem Becher im großen Rittersaale, die Frauen und ulein im stillen Zimmer der Hausfrau, an den Fenstern, der freudige Blick zu den bewachsenen Berghöhen auf- t, näher aber sich schaudernd in die felsige Tiefe und die laut strömende Weisseritz senkt. Das sanfte Abend- en vom Schenkendorfer Thurme schallte herüber, leiser ch die Glocke von dem entfernten Bärsdorf mit einzelnen nen hinein, in der Luft schwirrte es sanft von dem irpe der Kerbthiere und dem Zwitschern der Vögel; da die mit anwesende Adelheide von Schafgotsch n Freundinnen einen Wink, und still entfernten sich

die Fräulein aus dem ernsteren Kreise der Frauen, um im Zwinger und dem benachbarten Burggarten die sanfte Stille des Abends und die kühlen Lüfte bei der untergehenden Sonne zu genießen. Leise rauschte ihr Tritt am Rittersaale vorbei; aber einer der Ritter, Bernhard von Hangwitz, hatte doch den sanften Laut gehört, und er ahnete, wer das Frauengemach verlassen haben möchte.

Da wollten dem Bernhard die Geschichten der mannhaften Thaten von den Urahnen bei der Tartarschlacht, und die von dem Ritter selbst in näheren Jahren, auch wohl an heiliger Stätte des gelobten Landes oder im Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen verübt, nicht mehr gefallen, Herz und Sinn zogen ihn an einen andern Ort. — Die Sonne war untergegangen, Bernhard trat an eines der Fenster des Saales, und schaute in den innern Burghof, da wo der tiefe Felsenbrunnen ist, aus dem an schwerer und langer Kette der Eimer mit Wasser aus der großen Tiefe aufschwebt. Unvermuthet trat aus dem Burgthore ein weißgekleidetes Fräulein, und ging Schritt vor Schritt auf den Brunnen zu. Das ist Adelheide, dachte Bernhard in seinem Herzen, sie kehrt vom Spaziergange früher zurück, um vielleicht noch mit dir zu gehen — und eilig vom Fenster gewendet, schritt er aus dem Saale und die Treppe hinunter, aus dem Hofthore. Da stand die Weißgekleidete am Brunnen. „Adelheide, bist du es?" flüsterte er. Sie winkte ihm, trat an den Rand des Brunnens, und im Augenblick stürzte sie in den tiefen Felsenbrunnen nieder. Mit einem Schrei des

Entsetzens taumelte Bernhard zurück, eilte in die Burg, die Treppe hinauf, hinein in den Saal der fröhlichen Zecher, und schreckte sie auf durch seine verzweifelnde, todtblasse Gestalt, und den Schreckensruf: „Um's Himmelswillen, auf, Adelheide ist in den Brunnen gestürzt, rettet sie! rettet sie!“

Heftig entsetzt sprang der so eben noch freudige Kreis der Väter und jungen Ritter bei dem Schreckensrufe auf, und der Thüre eilten Vater, Bruder und Freunde der Verlorengeglaubten zu. Auch das Zimmer der Frauen hatte der Weheruf erreicht; die Mutter und die Burgfrau stürzten mit den Freundinnen herbei, und Alles folgte dem verzweifelnden Jünglinge, der gleich einem Wahnsinnigen die Treppe als Führer der erschrockenen Schaar hinabeilte. Und wie sein Fuß die letzte Stufe berührte, da traten so eben aus dem Garten kehrend und nichts ahnend, die jungen Freundinnen in das Schloßthor, an ihrer Spitze — Adelheide. Wer beschreibt den freudigen Schrecken des Jünglings, der halb ohnmächtig zu den Füßen der Jungfrau niederstürzte; wer die Wonne der Eltern, das Erstaunen der Jungfrauen! Keine fehlte, alle waren Arm in Arm gegangen und so zurückgekehrt, und in dem dennoch untersuchten Brunnen zeigte die bis zum Wasserspiegel gelassene Fackel nichts, als die hervorragenden Risse des Felsens, durch welche der Brunnen gebrochen, und unten nur das Wasser, glänzend vom Schein der Fackel, kein Gewand, keine Gestalt schimmerte aus der ruhigen Fläche hervor.

Da flüsterten sich die Diener zu, es sey die weiße Frau gewesen, die, wie auf manchen andern Schlössern, auch hier zu Zeiten sich sehen ließe. Aber den, bis dahin sich nur im Stillen Liebenden, ward sie ein freudiger Bote, denn gern sahen die Eltern das ihnen noch verborgene Einverständniß und die treue Anhänglichkeit Bernhard's an Adelheiden, die der höchste Schrecken entdeckte und ein freudiges, im Angesicht des verhängnißvollen Brunnens geschlossenes Liebesbündniß versüßte den erschütternden Schmerz.

Epprechtstein *).

Alle Jahre einmal, jedoch an keinem bestimmten Tage, während der Pfarrer zu Kirchenlamitz das Vaterunser auf der Kanzel betet, hebt sich ein Felsen und zeigt bis zum Schlusse des Gebets große Haufen Goldes. Mit dem Worte: „Amen" senkt er sich nieder, und verschlossen auf ein Jahr sind wieder die unermeßlichen Schätze.

War nun auch bis jetzt Niemand außerkohren, diesen glücklichen Augenblick zu treffen und etwas zu erhaschen, so erhielten vor langer, langer Zeit doch Einige auf folgende Weise etwas von den Reichthümern.

---

*) Die Burgruine Epprechtstein liegt vier Stunden von der Stadt Hof, drei von Wunsiedel oberhalb dem Markte und bairischen Landgerichtssitze Kirchenlamitz.

Ein Hirte weidete einſt unfern von den Ruinen ſeine Heerde, und ſtreckte ſich ſorglos auf den weichen Raſen. Plötzlich vernahm er ein Geräuſch in ſeiner Nähe. Er blickte hin, und gewahrte ein in eine ſonderbare Kleidung gehülltes Mädchen, emſig beſchäftigt, abgefallenes Laub mit einem Rechen umzuwenden. Sie winkte dem Hirten freundlich. Als ſich dieſer zitternd genaht hatte, ſchenkte ſie ihm alle Taſchen voll Laub und verſchwand. Ein unheimliches Grauen befiel den Hirten; er wandte ſich zu ſeiner Heerde und begab ſich mit derſelben eiligſt nach Hauſe. Bei den Seinigen angekommen, erzählte er den ſeltſamen Vorgang, und griff dabei in die Taſche, um das Laub vorzuzeigen. Aber — wer beſchreibt ſein Erſtaunen! — aus jedem Blatte war ein großes, blankes Goldſtück geworden. — Wäre nicht bereits die Nacht vor der Thüre geweſen, ſo wäre er ſchnurſtracks zu der Burg geeilt, um alle Taſchen mit Laub zu füllen. Dieſe Nacht ward ihm zur längſten ſeines Lebens; er konnte kein Auge ſchließen. Kaum graute der Morgen, ſo lief er, verſehen mit einem großen Sacke, den Berg hinan und nahete mit klopfendem Herzen ſich den Ruinen; aber — kein Laub war mehr zu ſehen; und nie in ſeinem ganzen Leben erſchien ihm die goldſpendende Frauengeſtalt.

Zu einer andern Zeit ſuchte eine arme Frau mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arme in der Nähe Epprechtſteins Beeren. Da ſtand auf einmal eine prächtige Kirche mit offenen Thüren vor ihr. Sie blickte hinein und ſahe viele

aufgehäufte Goldstücke umher liegen. Diese reizten sie. Sie lief hinzu, setzte ihr Kind zur Erde und raffte so viel Geld in ihre Schürze, als sie tragen konnte. Die Freude betäubte ihre Sinne so, daß sie, ohne an ihr Kind zu denken, mit ihren Reichthümern forteilte.

Zu Hause angekommen, gedachte sie erst ihres zurückgelassenen Kindes. Wie auf den Flügeln des Windes lief sie zurück; aber — weder Kirche noch Kind war mehr zu sehen. Jammernd und händeringend irrte nun die unglückliche Mutter in den Ruinen umher, verwünschte das betrügerische Gold und schrie nach ihrem verlorenen Kinde. Aber vergebens! das Kind war und blieb verschwunden.

Täglich konnte man das arme Weib auf dem Berge weinen sehen, suchend nach ihrem Kinde. Ihr erhaschtes Gold lag ruhig auf einem Haufen; sie konnte und mochte es nicht ansehen: denn es hatte ihr das Liebste, was sie hatte, ihr Kind gekostet.

Als sie einst wieder — es war gerade der Tag, an welchem sich im vorhergegangenen Jahre ihr Unglück ereignet hatte — mit rothgeweinten Augen die Burg anstarrte, siehe da — es zeigte sich die Kirche wieder, aus welcher ihr verlornes Kind, eben aus einem Schlafe erwachend, ihr entgegenlächelte. Mit Entzücken eilte sie darauf zu, preßte es krampfhaft an ihr mütterliches Herz, und lief, ohne umherzublicken, ob auch die Haufen Goldes noch da lägen, aus dem Zaubertempel. Erst als sie sich eine Strecke entfernt hatte, faßte sie Muth, sich umzusehen; aber schon war die Kirche wieder verschwunden,

und nur die kahlen Trümmer des Schloſſes zeigten ſich ihrem ſchüchternen Blicke. Von nun an benützte ſie ihr Gold und führte ein glückliches, ſorgenfreies Leben.

Treue und Liebe.

Gela ſoll die erſte Gemahlin des Kaiſer Friedrichs Rothbarts geweſen ſeyn. Freiwillig entſagte ſie ihm und nahm den Nonnenſchleier, weil ſie, ohne daß ihre Verhältniſſe ihn auf ſeiner großen Laufbahn gehindert hätten, nicht hätte ſeine Gattin werden können. Nach ihrem Namen nannte der Kaiſer jenes prachtvolle Schloß, ſeinen Lieblings-Aufenthalt: ritterlich trug er ihr Andenken durch ſein ganzes Leben; denn auch im ſpäteſten Alter ſehen wir ihn dort die längſte Zeit verweilen.

Romantiſche Züge der Liebe fehlen überhaupt der Geſchichte des hohenſtaufiſchen Hauſes weniger, als der irgend eines andern. Dem königlichen Oheim glich in der Treue der Liebe ſeine Nichte Agnes, die Tochter des Pfalzgrafen Conrad, des Bruder des Rothbarts. Schon in ihrer früheſten Jugend war die ſchöne Jungfrau von Kaiſer Friedrich, mit Einſtimmung ihrer Eltern, einem Sohne Heinrichs des Löwen zugeſagt worden. Der Abfall des Löwen, ſein Sturz und ſeine Verbannung mit den Seinen hatte dieſes Band zerriſſen. Nach des Rothbarts Tode verſprach ſie ſein Sohn König Heinrich VI. dem Herzog Ludwig von Baiern zur Gemahlin. Selbſt ein König, Philipp Auguſt von

Frankreich, warb um die gefeierte Schönheit, und König Heinrich war auch Philipps Antrag nicht entgegen, so wenig als der Vater der Agnes, und da diese den Herzog von Baiern ausgeschlagen hatte, so betrachtete ihr Vater und König Heinrich ihre Vermählung mit dem französischen König als ausgemacht. Agnes Mutter sollte sie mit diesem von den Ihrigen ihr ausgewählten Bräutigam bekannt machen.

„Ein hohes Glück, meine Tochter, sprach sie zu Agnes, winkt dir: König Philipp August wirbt um deine Hand."

„Mutter," sagte Agnes bestürzt, „ich habe oft erzählen hören, wie der König seine Gemahlin, die schöne Ingeburg von Dänemark, ohne Ursache mißhandelte und verstieß, ihr Beispiel schreckt mich."

„Aber wen, fragte die Mutter weiter, wünschtest du dir lieber zum Gemahle?"

„Dessen Braut ich schon in frühester Jugend hieß, und dessen Schönheit und ritterliche Tugenden jetzt Alle preisen; dieser war immer der Gegenstand meiner Liebe, er und kein Anderer; seine und keines Andern Gemahlin will ich werden."

„Aber er ist der Feind unseres Hauses!" sagte die Mutter.

„Was gehen die Kriege der Männer meine stille Liebe an," erwiederte Agnes entschlossen.

Da die Mutter die Festigkeit ihrer Tochter sah, war sie sehr erfreut, denn auch sie wünschte die Verbindung mit dem jungen Heinrich im Stillen. Dieser war

gerade damals am Hoflager des Kaisers in Unterhandlungen mit seinem Vater. Heimlich schrieben ihm nun Mutter und Tochter, er möchte eilen, dem Könige zuvorzukommen. Sogleich ritt dieser nach Stahleck bei Bacharach, wo die Pfalzgräfin wohnte. In Pilgertracht kam er des Nachts auf das Schloß, und wurde hier, da die geringste Säumniß ihre Verbindung für immer hätte unmöglich machen können, noch in derselben Nacht mit Agnes durch den Schloßkaplan getraut. Mit Tagesanbruch hieß es im Schlosse: der Pfalzgraf sey vor dem Thore. Die Mutter eilte ihm entgegen, und zeigte sich so freundlich und dabei doch so ängstlich, daß ihr Gemahl fragte, ob etwas vorgefallen sey? „Herr," erwiederte die Pfalzgräfin, „gestern kam ein Falke über's Feld geflogen, mit braunem Haupte und weißer Kehle. Gut gekrümmt sind ihm Klauen und Schnabel zu mächtigem Fange, und die Schwungfedern reichen so weit, daß man wohl sieht, sein Vater habe ihn auf einem hohen Ast erzogen. Diesen Falken, den schönsten, den Ihr je gesehen, habe ich gefangen und behalten."

Bevor noch der Pfalzgraf diese Rede enträthseln konnte, hatte ihn die Mutter zu einem Zimmer geführt, in welchem Heinrich und Agnes Schach spielten. Sie standen, ihre Hände traulich in einander legend, auf, und die Mutter sagte: „Das ist des Löwen Sohn, ihm habe ich unsere Tochter vermählt, möge es Euch lieb seyn."

Der Pfalzgraf erschrack, und König Heinrich, als er es erfuhr, gerieth in den heftigsten Zorn. Aber das

Band, das die treue Liebe geschlossen und die Kirche geweiht hatte, war nicht mehr aufzulösen, und Welfen und Hohenstaufen waren hiemit aufs Neue verschwägert.

Der Rechberg.

Gegenüber dem Hohenstaufen, sein nächster Nachbar und Wächter, erhebt sich der Rechberg, mit dem Stammschloß der Herren von Rechberg zum rothen Löwen. Der Ursprung der Burg führt die Sage, die freilich wenig Glaubwürdiges hat, in die Anfänge des Christenthums in Schwaben zurück. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts, als schon die Sonne des Evangeliums ihre Strahlen in die Wälder Schwabens ergossen hatte, hauste nahe ein mächtiger Heidefürst, der mit Grausamkeit alle verfolgte, die von seinen Götzen sich zum Christenthum bekehrten, auf der Teck. Darüber entbrannte der Zorn des Herzogs in Schwaben, und er beschloß, die Sache des Kreuzes an den Heiden zu rächen. In großer Anzahl sammelten seine Getreuen auf seinen Ruf sich um ihn her, und an der Spitze eines gewaltigen Heeres lagerte er sich im Thale bei Hausen, am Fuße der Teck. Die Feinde rückten einander entgegen, aber Gott segnete die Waffen der Christen, und am Abende des blutigen Tages lagen Tausende der Heiden erschlagen auf dem Schlachtfelde. Unter den Gefangenen befanden sich vier Brüder mit dem rothen Löwen, und diese schickte der Sieger in das Land zwischen der Rems und der Fils, um sich dort

anzusiedeln. Nachdem sie die Taufe empfangen hatten, erbauten sie hier die Burg Rechberg, und wurden die Ahnherrn des Rechbergischen Geschlechts.

Die Burg Weinsberg *).

König Conrad von Stanfen lagerte sich vor Weinsberg, dessen Burg und Stadt welfisch war. Wolf zog zum Entsatz heran, wurde aber geschlagen, und Stadt und Burg mußte sich ergeben. Der ritterliche König hatte bei der Uebergabe den Frauen versprochen, daß sie frei abziehen und mitnehmen dürfen, so viel eine jede tragen könne. Da öffneten sich die Thore, und heraus kamen die Frauen, eine jede ihren Ehegemahl auf dem Rücken. Einige vom Hofe des Königs erklärten diese List als gegen die Meinung des Vertrags, doch Conrad ehrte laut die schöne That, und sprach: „Königswort soll man nicht dreh'n noch deuten." Von da an nannte das Volk die Burg die Weibertreue. Die Burg in Ruinen, aber das Gedächtniß der That begeistert noch heute, und gerne träumt sich der Wanderer zwischen den Trümmern des Schlosses beim Geisterklange der Aeolsharfen, die ein edler poetischer Sinn in unsern Tagen daselbst angebracht, in die alte Zeit zurück, wo so Schönes geschehen konnte.

*) Weinsberg, ein Landstädtchen im Königreich Würtemberg.

Magenheim *).

Am Hofe des Herzogs Friederich des Einäugigen befanden sich unter andern Edeln Albert, Freiherr von Zimmern, und Berchtold, Graf von Eberstein. Der Herzog machte mit seinem Hofstaat eines Tages einen Besuch bei Graf Erchinger auf dem Schlosse Magenheim, wohin er öfters kam, weil der Graf ein heiterer Gesellschafter, dabei ein Liebhaber großer Jagden und ritterlicher Uebungen war. Nahe bei dem Schlosse, auf dem waldigen Stromberg ließ sich seit längerer Zeit ein Hirsch von ungewöhnlicher Größe sehen, den weder Jäger noch Diener des Grafen bisher hatten fangen können. Gerade an diesem Tage, da der Herzog wieder zum Besuche da war, ließ zu allgemeiner Freude der Hirsch sich wieder sehen. Alle zogen gerüstet in den Wald hinaus. Wie der Freiherr von Zimmern etwas abseits ritt, sah er den Hirsch, so schön und groß, wie er ihn nie gesehen. Er verfolgte ihn so lange den Wald hindurch, bis er ihn aus dem Gesicht verlor, und nicht wußte, wo er hingerathen war. Da trat ein Mann in schrecklicher Gestalt zu ihm, über dessen Anblick der Freiherr, so beherzt er war, sich entsetzte. Der Andere aber sagte ihm, er solle sich nicht fürchten, er sey von Gott daher geschickt, daß er ihm etwas offenbare. Er solle ihm nur folgen, und er werde wunderbare Dinge sehen. Der Freiherr ging dieses ein, und der andere schritt vor ihm her, bis sie zum Walde hinauskamen.

*) Magenheim im Zabergäu.

Da daucht es dem Freiherrn, als habe er die schönsten Wiesthäler und eine sehr lustige Gegend vor sich, und darin ein Schloß mit Thürmen und andern Zierrathen, so prächtig und ansehnlich, wie er es nie gesehen. In der Nähe desselben gingen ihnen zahlreiche Diener entgegen, aber alle still, und nahmen das Pferd von ihm. Sein Führer sagte, er solle sich über dieser Leute Stillschweigen nicht verwundern, sie auch nicht anreden, sondern thun, was er ihn anweise. Sie gingen nun in das Schloß hinein, und der Freiherr wurde in einen schönen Saal geführt, worin ein Fürst mit seinen Hofleuten an der Tafel saß. Sie standen vor dem Freiherrn alle auf, und machten ihm mit Hauptnicken die Reverenz, und setzten sich dann wieder nieder, als wenn sie essen und trinken wollten. Der Freiherr stand, das bloße Schwert in der Hand, und betrachtete verwundert die künstlichen silbernen Gefäße, und wie man Speisen ab- und zutrug, alles mit tiefem Stillschweigen. Nachdem er Alles lange genug angesehen, und sich Niemand weiter um ihn bekümmerte, hieß ihn sein Führer den Herrn des Hauses und seine Gäste zum Abschiede mit Kopfnicken begrüßen. Er that dieses, und schweigend standen die Gäste auf, und nickten mit den Köpfen. Schweigend brachten ihm draußen die Diener sein Pferd, wie sie es ihm ohne Laut zuvor abgenommen hatten. Als sie wieder im Wald auf dem Stromberg waren, sprach sein Führer: „Der Herr, den du gesehen, war ehemals deines Vaters Bruder, Friedrich von Zimmern: ich aber und die andern, die du gesehen, waren in unserem Leben seine Diener, und wir leiden

jetzt grausame, unaussprechliche Qualen zur Strafe, jener, weil er bei Lebzeiten seine Unterthanen hart beschwerte, und ihren erpreßten Schweiß und Nothpfennig in Kriegen vergeudete, wir, weil wir ihm dazu riethen und halfen. Darum müssen wir leiden, so lange es Gott verhängen wird. Dieses wird dir zu wissen gethan, damit du vor dieser und andern Sünden dich hüten und dein Leben bessern mögest. Wende dich um, und sieh noch einmal zurück." Wie er dieß gesagt, verschwand er. Der Freiherr aber wandte sich und sah nach dem Schlosse, da war Alles in Feuer und sinkenden Schwefel und Pech verwandelt, und Jammergeheul und Klagegewinsel scholl daraus hervor. Als er zu Herzog Friederich und Graf Erchinger kam, erkannten diese ihn nicht gleich, sein Haar und Bart, so jung er war, waren über dem Schrecken weiß geworden. Bestürzt kehrten Alle nach Magenheim zurück. Der Freiherr aber bat den Grafen Erchinger, an dem Orte, wo dieses sich zugetragen, eine Kirche und ein Kloster bauen zu dürfen, wozu der Graf und seine Gemahlin allen Vorschub thaten, und Herzog Friederich den Zehnten und andere Mittel anschaffte; oberhalb des Schlosses Magenheim wurde das Kloster erbaut. Auf den Grafen von Eberstein aber machte die Geschichte solchen Eindruck, daß er das Kloster Frauenalb stiftete, und später auch Herrenalb.

Kaiser Rothbart.

In Thüringen gibt es ein schönes, großes Thal, das die goldene Aue seit alten Zeiten genannt wird. Zwei Flüsse durchfließt es, und waldige Bergzüge lagern sich darum. Einer derselben, der herrlichste Punkt der Landschaft, heißt der Kyffhäuser Berg: noch schmücken ihn die Ruinen einer alten Burg der sächsischen Kaiser. Ein Bergmann, arm und fromm, ging einst am dritten Ostertag auf den Kyffhäuser. An der hohen Warte findet er einen Mönch sitzen, mit einem langen, weißen Barte, der ihm bis auf die Knie reichte. Ein großes Buch lag vor ihm, und er las nachdenklich darin. Als er den Bergmann sah, machte er das Buch zu, und sagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiser Rothbart, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.“ Den Bergmann überlief es eiskalt; doch der Mönch sprach ihm Muth ein, und gebot ihm, keinen Laut hören zu lassen, was auch komme. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschlossen war. Der Mönch machte mit einem Stabe einen großen Kreis, und beschrieb wunderbare Zeichen in dem Sande, dann las er lange und laute Gebete aus dem großen Buche in fremder Sprache, schlug dreimal mit seinem Stabe auf den Boden: ein dumpfes Getöse entstand unter ihren Füßen, wie ferner Donner, die Erde bewegte sich unter ihnen, und der Bergmann und der Mönch sanken mit dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, sanft in

die Tiefe hinab. Sie ſtanden in einer runden Kapelle, deren Boden glatt und ſchlüpferig, wie eine Eisfläche war. Alles darin glühte und ſprühte im rothen Scheine der Fackeln, und in den Kryſtallen, Diamanten und Goldplatten, wovon Wände, Plafond und Eſtrich ausgefüllt waren, ſpiegelten ihre Geſtalten hundertfach wieder. Ein Altar von gediegenem Gold, und ein goldenes Taufbecken auf ſilbernem Geſtelle ſtand darin. Auf einen Wink des Mönchs trat der Bergmann vor den Altar: ihm gerade gegenüber war eine ſchimmernde Pforte, an die der Mönch dreimal mit dem Stabe ſchlug: die Thürflügel rauſchten auf, und gerade vor ihm auf einem goldenen Throne in einem glänzenden Saale ſaß Kaiſer Rothbart, die Kaiſerkrone auf dem Haupte, das er mit dem Arme ſtützte auf einem ſteinernen Tiſche. Der Kaiſer ſchien zu ſchlafen, oder zu träumen, denn er winkte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, und blinzelte mit den Augen, wie einer, der eben erwachen will.

Schweigend führte der Mönch den Bergmann wieder zurück, hinter ſich hörten ſie die Pforte ſich ſchließen, auf dem nämlichen Wege, auf welchem ſie hergekommen, ſchwebten ſie in die Höhe, und oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, zum Andenken an die Kapelle Kaiſer Rothbarts.

Eine andere Sage läßt einen Schäfer durch den Rothbart glücklich werden. Dieſer ging auf den Kyffhäuſer Berg, traurig, daß ſeine Armuth ihm nicht geſtattete, die geliebte, aber ebenſo arme Braut heimzuführen. Auf der Höhe des Berges ſah er eine Blume

von

von seltenem Farbenglanz, die ihm ganz fremd und unbekannt war; er steckte sie an seinen Hut, um seine Geliebte damit zu erfreuen. Während er weiter ging, sah er durch den Eingang eines Gewölbes in den Burgruinen allerlei farbigte Steine schimmern, womit er seine Taschen füllte, um die Braut damit zu schmücken, und dann wieder in's Freie sich begab. Es war ihm seltsam zu Muthe, strauchelnd eilte er vorwärts, eine fremdartige Stimme: „Vergiß das Beste nicht," und ein Geräusch, wie das einer sich schließenden Thüre, glaubte er zu hören; er griff nach der fremden Blume auf seinem Hute, sie war ihm in der Eile in dem Gewölbe entfallen. Ein Zwerg trat vor ihn. „Du hast die Wunderblume verloren', sprach er, dir war sie bestimmt, und sie ist mehr werth, als ein Fürstenthum."

Traurig erzählte am Abend der Schäfer der Geliebten von der verlornen Wunderblume, und zeigte ihr die leuchtend farbigen Steine, aber siehe, sie waren lauteres Gold geworden. Die Wunderblume suchen aber die Landleute der Gegend noch immer bis auf den heutigen Tag.

Eine dritte Sage ist geheimnißvoller und von tieferer Bedeutung. Ein Mann vom Volke, der sich den Kaiser Rothbart zu sehen sehnte, kam von einem der Zwerge geführt, welche die Edelknaben des Kaisers in der Sage spielen, in Kyffhäuser Berg. In einer großen Grotte, die mit leuchtenden Sternen überdeckt war, saß der Kaiser lebend, ein großes Licht auf dem Tische vor ihm. Er nickte, und zog die großen Brauen zusammen, und

fragte dann dumpf, ob die Raben noch um den Berg herumflögen? und auf die Bejaung blickte er wie gen Himmel, hob langsam die Hände auf, und ließ sie wieder sinken. „Wehe, sprach er traurig, so muß ich noch hundert Jahre schlafen!“ und er entschlief wieder.

Auch Musik liebt nach der Sage der alte Kaiser noch in seinem Berg-Palast, oft haben ihm lustige Musikanten um Mitternacht Nachtmusik gebracht, der Berg habe sich aufgethan, und die Gesellschaft sey musicirend eingezogen, von des Kaisers Tochter geführt, die mit Lichtern ihnen entgegengetanzt sey, und sie freundlich bewillkommt habe. Denn auch die erlauchte Prinzessin wohnt bei ihrem Vater im Berge; in einem schönen Gemach, dessen Glasfenster in allen Farben und Figuren spielen, sitzt sie am Rocken und läßt die goldene Spindel klingen, und beschenkt die, welche sie für würdig hält, gute und arme Menschen.

Bei den Umwohnern des Hohenstaufenberges lebt nur Eine Sage, die sich auf die frühern Bewohner desselben bezieht, die Sage von dem Staufergeist. An eine Naturerscheinung knüpft sich diese an. Es ist ein Licht, das bei Sturm und Regen, besonders zur Herbstzeit, von Hohenstaufen und Hohenrechberg sich bewegt. Wenn die Betglocke geläutet ist, so erzählt das Landvolk, sieht man den Staufergeist am Hohenstaufen liegen und ein Feuer verbreiten, gleich einem angezündeten Backofen. Plötzlich erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, bald langsam, bald schnell über

die Tannenbäume, links an der Burg vorbei, bis an eine Stelle unter der Kirche auf dem Berge. Von da geht er auf demselben Wege zurück, legt sich an dem Gipfel der Staufen nieder, und verschwindet beim Läuten der Morgenglocke. Oft erscheint er in Gestalt von drei kleinen blauen Lichtern, besonders wenn ein Gewitter droht, und ist dem Landmann ein gutes Zeichen, daß daß Gewitter keinen Schaden thue.

Wendelgard.

Zu Buchhorn an dem schönen Bodensee, da, wo jetzt Friedrichshafen ist, saß Graf Ulrich, Herr in Lenzgau, zur Zeit, da Burkhard Herzog in Schwaben, und kurz ehe Heinrich der Vogler König in Deutschland war. Seine Gemahlin Wendelgard war sehr schön und eine Enkelin Heinrichs, eine Gräfin von Eberstein. Da fielen die Ungarn in Oberschwaben mit Feuer und Schwert ein. Graf Ulrich und die Edeln des Landes zogen gegen sie, und der Graf kehrte nicht wieder. Wendelgard betrauerte ihn, als auf der Wahlstatt geblieben, und begab sich in das Nonnenkloster zu St. Gallen. Daselbst lebte sie ihrem Schmerze unter Fasten und Beten, und ging jedes Jahr nach Buchhorn, um das Gedächtniß ihres verstorbenen Gemahls feierlich zu begehen. Als sie nun im vierten Jahre, nachdem sie ihren Gemahl verloren, wieder dahin gegangen war, und viele Arme, denen sie immer wohlthätig sich erwiesen,

sich um sie herdrängten, um Almosen von der schönen Frau zu erhalten, da war Einer, der, als er das Almosen von ihr empfieng, ihr kräftig die Hand drückte, sie wider ihren Willen umarmte und herzte und küßte. Die Umstehenden eilten der sich Sträubenden zu Hülfe, und wollten den frechen Bettler wegprügeln. Aber der Bettler gab sich der trauernden Wendelgard zu erkennen, und sie erkannte ihren Gemahl, den für todt beweinten Grafen Ulrich, und Alles weinte Freudenthränen. Durch ein wunderbares Glück war er der Gefangenschaft der Ungarn, in welcher er Jahre lang geschmachtet hatte, entkommen. Wendelgard ließ sich von dem Bischof ihres Gelübdes entledigen, legte das Nonnenkleid ab, und lebte wieder mit ihrem Gemahl zusammen, der zum Zeichen seiner Dankbarkeit einige schöne Güter im Rheinthal dem Kloster St. Gallen schenkte.

Zur Zeit Kaisers Otto des Großen nämlich war Deutschland von Fehden voll; aber Otto warf alle Feinde nieder, auch die Grafen von Eberstein hatten es mit der dem Kaiser feindlichen Parthei gehalten. Nachdem Otto Strasburg bezwungen, lagerte er sich vor der Burg Eberstein vor dem Schwarzwald. Zwei Jahre lang und sechs Monate hatte die Belagerung gedauert; der König hatte mehreremal selbst sich an Ort und Stelle begeben, aber die Burg widerstand durch die Festigkeit ihrer natürlichen Lage und ihrer Werke. Da rieth einer dem Kaiser, er solle durch List zu bewirken suchen, was

der Gewalt bisher nicht gelang, und ein Turnier nach Speyer ausschreiben, wohin jeder mit Sicherheit kommen konnte. Die Grafen von Eberstein, als kampflustige und ehrgeizige Ritter, würden sich gewiß einfinden, und dann solle man während ihrer Abwesenheit die Burg stürmen. Dieser Rath gefiel dem Kaiser. Das Turnier wurde ausgeschrieben, und die Grafen von Eberstein, drei Brüder, fehlten nicht. Der Kaiser empfing sie gnädig, und ließ ihnen alle Ehre wiederfahren, und am Abend des ersten Tages, als am kaiserlichen Hoflager getanzt wurde, wurde einem der Grafen von Eberstein auf seinen Befehl die Ehre zu Theil, mit einer der vornehmsten Damen den ersten Tanz zu thun. Diese Dame aber war Hedwig, des Kaisers jüngste Schwester, und wußte um das Geheimniß des hinterlistigen Planes, den man gegen die Grafen hatte. Die Schönheit und Ritterlichkeit ihres Tänzers ging ihr aber mehr zu Herzen, als der Plan ihres Bruders, und während sie sich mit ihm im Tanze drehte, flüsterte sie ihm das Geheimniß zu. Der Graf theilte es seinen Brüdern mit, und sie beschlossen, sogleich das Fest zu verlassen, und in der Nacht noch den Rückweg anzutreten. Damit dieß aber nicht auffallen, und Verdacht geschöpft werden möchte, machten sie zuvor noch bekannt, daß sie für den folgenden Tag hundert Goldgulden ausgesetzt haben, um die sie mit jedem Ritter und Edeln turnieren wollen. Darüber war Alles sehr erfreut, aber in der Nacht setzten die Grafen über den Rhein, und kamen auf geheimen Wegen in ihre Burg. Es kam, wie die Tänzerin

des Grafen gesagt hatte, kaum waren sie angelangt, als die Belagerer einen so heftigen Sturm begannen, wie nie früher, in der Voraussetzung, daß die Herren der Burg abwesend, und die Dienstmannen darin ohne Anführer seyen, aber der Sturm wurde von den Grafen mit großem Verlust der Belagerer zurückgeschlagen, während der Kaiser und die Ritter auf dem Turniere vergebens auf die Ebensteiner und das angekündigte Kampfspiel warteten. Als er die Entfernung der Grafen endlich erfuhr, und bald auch das Mißlingen des Sturmes, da sah er wohl, daß das Geheimniß dießmal verrathen, und er der Betrogene war. Er beschloß, mit den Grafen Frieden zu machen. Er sandte drei Ritter an sie zu diesem Zwecke. Diese wurden in die Burg eingelassen, und überall in dem Keller und in dem Kornhaus herumgeführt. Weißen und rothen Wein zapften die Grafen vor ihren Augen an, und zeigten ihnen große Haufen von Früchten und Mehl. Die Abgesandten wunderten sich über diese Vorräthe. Diese waren aber Blendwerk, denn die Fässer waren in zwei Fächer abgetheilt, wovon nur immer das kleinere Wein enthielt, der übrige Theil aber Wasser, und unter dem Getreide lag altes Tuch, Spreu und Hülsen. Die Abgesandten erklärten dem Kaiser bei ihrer Rückkehr, eine längere Belagerung sey zwecklos, da die Burg mit Wein und Frucht noch auf weitere dritthalb Jahre versehen sey, und die Grafen haben auch keine sonderliche Neigung zum Frieden gezeigt. Der Kaiser hielt es für das Beste, die Ebensteiner nun, deren Tapferkeit und Klugheit bekannt war, und die,

wie er wohl einſah, in ſeiner Stellung ihm wichtige Dienſte thun konnten, auf andere Art für ſich zu gewinnen. Der jüngſte und ſchönſte von den Grafen war noch unvermählt. Es war dieſer eben jener, welchem des Kaiſers junge Schweſter beim Tanze das Geheimniß verrathen hatte. Sey es nun, daß die ſchöne Dame ihren kaiſerlichen Bruder ſelbſt klüglich auf den Gedanken brachte, oder daß ein glücklicher Zufall hier mit der Neigung zuſammenſpielte, der Kaiſer beſchloß, durch Vermählung dieſer ſeiner jüngſten Schweſter an den jüngſten Grafen von Eberſtein das tapfere Geſchlecht an ſich zu feſſeln. Er ließ ihre Hand dem Grafen förmlich anbieten, die Eberſteiner fühlten ſich hoch geehrt, und Verlobung und Hochzeit beſchloßen die lange Fehde.